

Schwarz auf Weiß

SCHÜLERZEITUNG DES STÄDT. GYMNASIUMS IN GUMMERSBACH

6. Jahrgang

Juli 1956

Nummer 2

Autogramme . . .



. . . Der Bundesminister für das Post- und Fernmeldewesen, Dr. ing. Siegfried Balke, legte im Jahre 1920 als Externer an unserer Schule seine Reifeprüfung ab. „Schwarz auf Weiß“ besuchte ihn dieser Tage in seinem Ministerium. Nach dem Diner gab er seinen jungen Besuchern Autogramme. Von links: Oberposttrat Weigand, der persönliche Referent des Herrn Bundesministers, Dr. Klingen, Hinrich Enderlein, Dr. Balke, Hans-Günther Heinen, Joachim Doering und Jochen Hausmann.

Emil Gronenberg

BUCHHANDLUNG

Ab September 1956 Mollkestraße 13

Lieferung sämtlicher Schulbücher
und Schulartikel

Café Viebahn

GUMMERSBACH

Feldstraße

Guter Kaffee, gehaltvolle und
wohlschmeckende Backwaren
Angemessene Preise.



Akkordeons

alle

Hohner und **Cantulia**

Modelle stets am Lager

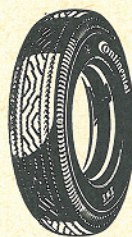
ferner:

**Gitarren · Blockflöten · Noten
Schallplatten**

größte Auswahl · Kundenkredit · Teilzahlung

MUSIKHAUS JORETZKI, Gummersbach

Kaiserstraße 22



**GUMMI BERGER
DIERINGHAUSEN**

DAS SPEZIALHAUS
FÜR FAHRZEUGGREIFEN

Seit vielen Jahren für Modewaren
und Handarbeiten führend.

Waltenberg

Gummersbach, Fernruf: 2231

Zeitgemäß: Im Keller, aber nett,
Stufen sparen Spesen.

Otto Frackenpohl

Eisenwaren, Haus- und Küchengeräte

Gummersbach Rhld.

Kaiserstraße 5

Telefon 2478

NOSS & CO

METALL-
UND LACKIERWARENFABRIK

Dieringhausen

Das Haus der guten Flaschen
SPIRITUOSEN - SPEZIAL - GESCHÄFT

Gaststätte

INH. A. u. R. SOLBACH
Gummersbach, Kaiserstraße 39 · Ruf 2446

Seit Jahren Stammlokal der Oberprima

VON DEN Geisteswissenschaften

AUS EINER REDE AN DIE ABITURIENTEN 1956

... Die Naturwissenschaften haben die moderne Form unserer Zivilisation geschaffen und dem Menschen geholfen, die Natur sich zu unterwerfen. Ihre Ergebnisse lassen sich in klaren, allgemeingültigen Gesetzen zusammenfassen. Sie haben den Vorzug der Exaktheit in ihren Aussagen den Geisteswissenschaften voraus. Die Experimente, durch die ihre Gesetze erkannt und bewiesen worden sind, lassen sich jederzeit wiederholen und nachprüfen.

Solche Vorzüge haben die Geisteswissenschaften nicht aufzuweisen. Sie kennen wohl die Feststellung objektiver Tatbestände und die Fixierung geschichtlicher Ereignisse in Raum und Zeit. An der Tatsache beispielsweise, daß das zweite Kaiserreich am 18. 1. 1871 gegründet wurde, wird kein vernünftiger Mensch zweifeln. Aber über die Frage der sengens- oder unheilvollen Fortwirkung dieser Tatsache in der deutschen Geschichte, über die Zweckmäßigkeit der damals gegebenen Verfassung gehen die Meinungen der Wissenschaftler bereits weit auseinander.

Die Geisteswissenschaften kennen wohl im Raum der Sprachgeschichte gesetzähnliche Regeln: in der Deklination und Konjugation, im Gebrauch der Kasus und in der Wandlung der Laute im Laufe der Geschichte. Aber ihre Regeln gelten nicht ohne Ausnahmen, die Sprach-„Gesetze“ sind nicht von der Exaktheit der naturwissenschaftlichen, und ihr Vollzug ist niemals durch nachträgliche Experimente zu wiederholen oder gar nachzuprüfen: wer könnte auch etwa die Zustände um 450 v. oder 450 n. Chr. rekonstruieren, um schlüssig zu beweisen, daß unter den gleichen Voraussetzungen die gleichen Lautverschiebungen im germanischen oder hochdeutschen Raum sich notwendig vollziehen müßten. Die „Gesetze“ der Geisteswissenschaften sind vielmehr von jener bedingten Gültigkeit, die allem Historischen anhaftet, sie sind dem Wandel der Zeit und dem Charakter der Nationen, die in ihnen denken, unterworfen. Daher sind auch alle Versuche, im Ablauf der Geschichte eine exakte Gesetzmäßigkeit zu formulieren oder gar nachzuweisen, zum Scheitern verurteilt gewesen ebenso wie alle prophetischen Voraussagen von den Zeiten der Edda bis zu Oswald Spengler, so einleuchtend sie formuliert und begründet sein mögen. Denn die Geisteswissenschaften haben es mit der einmaligen, exakt unerforschlichen Individualität des Menschen selbst zu tun. Sein Individualgesetz ist nicht mit Ziffern und Zahlenwerten zu bezeichnen. Die Grenzen psychologischer Erkenntnisse sind allzu eng gezogen, und die Zahl der Irrtümer und Fehldeutungen gerade auf diesem Gebiet ist unermeßlich.

Nicht zuletzt aber sind die geisteswissenschaftlichen Erkenntnisse doch wohl in besonderem Maße darum bedingt, weil in ihnen das erkennende Subjekt nie ganz von dem Gegenstand seiner Erkenntnis getrennt ist, weil die gleiche Erkenntnis nie in ganz der gleichen Form von einem anderen forschenden Geist nachvollzogen oder festgesetzt werden kann, weil aller geistesgeschichtlichen oder geisteswissenschaftlichen Forschung zutiefst — trotz allem Willen zur Objektivität — ein wertendes persönliches Ur-

teil zugrunde liegen muß. Die Newtonschen Fallgesetze gelten gleichviel, ob ein Engländer des 17. oder ein Chinese des 20. Jahrhundert sie anwendet. Eine Darstellung des Weltbildes Buddhas oder Lenins aber wird sehr verschieden aussehen, je nachdem, ob ein Deutscher, ein Inder oder ein Russe es zu interpretieren versuchen. Ja, selbst die äußerst objektiv erscheinende lexikalische Arbeit trägt schon in dem Akt der Auswahl, sodann aber auch in der Beschreibung alle Kennzeichen subjektiver Wertung. Eben das aber zeigt, daß das Objekt geisteswissenschaftlicher Erkenntnis vom Subjekt nicht getrennt werden kann, wie das in den Naturwissenschaften doch durchweg der Fall zu sein scheint.

Darin liegt aber nun zugleich auch die Schönheit geisteswissenschaftlicher Arbeit und ihr Reiz. Sie erfordern die Gabe der Einfühlung und der Nachempfindung und, darauf basierend, die Fähigkeit der Deu-

EIN GUTER JAHRGANG?

An dieser Stelle möchte ich die Jüngsten unter uns ansprechen, die zum ersten Male die Schülerzeitung erhalten — die Sextaner.

Im Namen unserer Zeitung „Schwarz auf Weiß“ begrüße ich euch herzlich und wünsche euch viel Spaß bei der Arbeit. Vielleicht werdet ihr fragen, warum ich dies tue. Es liegt mir nämlich daran, schon von Anfang an in ein gutes Verhältnis mit euch zu kommen, um die Schülerzeitung mit euren Ideen und Artikeln zu gestalten. Schickt uns bitte lustige Begebenheiten aus dem Unterricht: Stilblüten, Rätsel usw.

Vielleicht darf ich euch mit einer Flasche Wein vergleichen: Man erwartet natürlich von jedem Jahrgang einen besonders würzigen und edlen Wein. Oftmals jedoch sieht man sich später enttäuscht; der Wein schmeckt nicht.

So hoffe ich, daß ihr einem guten Jahrgang angehört. Oder sollte ich mich geäußert haben?

Im übrigen wünscht „Schwarz auf Weiß“ allen Schülern und Lehrern gute Erholung nach dem ersten Vierteljahr angestrengter Arbeit.
Joachim Doering

tung einer geistigen Ganzheit: eines Werkes, einer Gestalt, einer Zeit. Sie erfordern außer der Gabe des exakten Forschens und des kritischen Sichtens die Bereitschaft zu persönlicher Entscheidung, ohne die geistige Deutung nicht denkbar ist.

Aber indem ich so weit komme, wird es mir mehr und mehr zweifelhaft, ob die hergebrachte scharfe methodologische Unterscheidung und Grenzziehung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften sich in der Zukunft überhaupt noch wird aufrechterhalten lassen. Denn was ich soeben als die Eigentümlichkeit der geisteswissenschaftlichen Forschung gegenüber der der klassischen Naturwissenschaften nannte: die Unmöglichkeit der Fixierung exakter, auf dem Gesetz mechanischer Kausalität beruhender, allgemeingültiger Erkenntnisse und die Standortgebundenheit der Forschung, d. h. die Abhängigkeit ihrer Ergebnisse von der Person des jeweils Beobachtenden oder

Forschenden — gerade dies wird von den Vertretern der modernen Physik als das Charakteristikum der mikrophysikalischen Forschungsarbeit gegenüber der makrophysikalischen bezeichnet, so daß man vielleicht sagen könnte, daß erst in dem Augenblick, in dem die Physik sich mit dem Vordringen in den atomaren Bereich dem kleinsten unteilbaren Teilchen nähert, sie sich derselben Tatsache gegenüber sieht, der die Geisteswissenschaften schon vorher begegnet sind, da sie sich mit dem unteilbaren menschlichen Individuum zu befassen gezwungen sind, d. h. daß beide den Raum der Determination verlassen und in den Raum der Freiheit eintreten.

Dabei ist es für den Geisteswissenschaftler eine Selbstverständlichkeit, daß seine Arbeit zugleich ein Gefühl tiefer Ungesicherheit in sich birgt. Es kann neues Quellenmaterial gefunden werden, das ein ganz anderes Bild der dargestellten Zusammenhänge ergibt und damit viele geleistete Arbeit hinfällig macht. Außerdem sieht ja jede Zeit die Vergangenheit wieder mit etwas anderen Augen, und auch das ändert das gewonnene Bild. Die Naturwissenschaften schienen von solchem Wandel der Grundlagen verschont. Aber die Entwicklung der letzten 30 Jahre hat auch in ihrem Bereich gezeigt, daß, wenn auch in größeren Zeitabständen, die überkommenen Grundlagen der bisherigen Forschungsarbeit mit dem weiteren Vordringen in unbekannte Gebiete ernsthaft in Frage gestellt werden können. Ja, sie hat gezeigt, daß das Weltbild vieler Generationen — ich meine den Glauben an die uneingeschränkte Gültigkeit des Kausalgesetzes im makro- wie im mikrophysikalischen Raum — plötzlich fraglich werden kann. Nicht so, daß die Ergebnisse und Gesetze der Schulphysik, mit denen der Mann der täglichen Praxis zu arbeiten hat, einer Einschränkung unterlägen, aber so, daß ihre Grundlagen, die doch zugleich die Grundlagen unseres simplifizierten Weltbildes sind, und damit dieses selbst als fraglich erscheinen. Der bedingungslose Determinismus Laplacescher Form jedenfalls ist aufgehoben, der Mensch in einer Freiheit sondergleichen. —

... Es kommt vor, daß uneinsichtige Leute sich darüber beklagen, der heutigen Jugend fehle es an Idealismus. Ja, welchen Idealismus soll sie denn entwickeln? Einen patriotischen? Nachdem ihr Vaterland in viele Teile auseinandergerissen ist? Einen religiösen? Nachdem der Krieg so vielen Menschen der älteren Generation jeden Rest von Glauben genommen und ein allzu populäres naturwissenschaftliches Weltbild der Mehrzahl der heutigen Menschen den freien Zugang zur Religion versperrt hat? Es ist doch wohl ein gesundes Zeichen, daß die heutige Jugend zunächst in einem radikalen Fragen verharret, einem ebenso radikalen Fragen, wie es das frühe vorsokratische Denken der Griechen zeigt, womit eben die Verwandtschaft mit der ältesten Tradition europäischen Geistes unter Beweis gestellt wird.

Solches Fragen wird sie nicht in Resignation und Relativismus führen. Seit je hat in der gesunden Jugend der Wille die Skepsis überwunden. Die großen geistigen Leistungen des Abendlandes sind nur möglich gewesen durch die Kraft

Besuch bei Dr. ing. S. Balke:

Herr Minister ließ bitten

Gummersbacher Abitur vor 36 Jahren – Das erste große „Interview“ von „Schwarz auf Weiß“

Wer den Herrn Bundesminister für das Post- und Fernmeldewesen, Dr. ing. Siegfried Balke, in seinem Bonner Ministerium besuchen möchte, fragt am besten den freundlichen Herrn in blauer Postuniform am rechten Eingang. Der weist ihn mit Sicherheit an die Herren am linken Eingang, von wo aus man sich mit dem Vorzimmer des Herrn Ministers telephonisch in Verbindung setzen kann, um die Auskunft zu erhalten, man möge sich noch einen Augenblick gedulden. Nach einiger Zeit ist es dann soweit: Herr Minister läßt bitten!

Das wird sich zweifellos nicht in jedem Fall so reibungslos gestalten; denn wir — Sie sehen uns auf der Titelseite — hatten ein nicht zu unterschätzendes Plus gegenüber dem „normalen Sterblichen“ im Kampf gegen die Vorzimmer des Herrn Ministers aufzuweisen: Dr. ing. S. Balke legte als Externer im Jahre 1920 seine Reifeprüfung an unserer Schule ab und erinnerte sich dieser Tatsache sehr freundlich und postwendend, als ich ihm



Dr. ing. Balke

(Foto: Heinen)

schrrieb und um eine Unterredung zwischen ihm und unserer Redaktion bat. Wir wurden sogar zu einem Essen eingeladen.

Aus der Bauernschule auf den Ministersessel

Dreieinhalb Stunden hatte der Herr Minister für uns Zeit, und er beantwortete in seiner herzlich-freundlichen Art alle unsere Fragen so genau, wie wir es nur wünschten. Der jetzt 54-jährige besuchte in seiner Jugend eine Bauernschule im Westerwald und später eine Realschule in Koblenz bis zum Einjährigen. Dann bereitete er sich durch ein konzentriertes einjähriges Privatstudium auf das Abitur vor. Innerhalb der gesamten Rheinprovinz konnte damals ein externes Abitur der oberrealen Richtung nur in Neuß und Gummersbach („mit seinem königlich preussischen Direktor“) abgelegt werden. Dr. Balke erzählt:

„Ich klemmte mir einen sauberen blauen Aktendeckel unter den Arm und klopfte, ohne mich vorher anzumelden, entschlossen an die Tür des Geheimrats im Provinzialschulkollegium Koblenz; denn damals wußte ich noch nichts von Vorzimmern. Der Herr Geheimrat sah in seinem weißen Bart so aus, wie manche sich heute vielleicht einen Minister vorstellen. Damals gab es irgendeine Lücke im Gesetz, durch die schlüpfen durfte, und so wurde ich der Oberrealschule Gummersbach zugeteilt, der seinerzeit ein sehr strenger Ruf vorausging.“ „Der Direktor hieß Ellenbeck, den Namen werde ich nicht vergessen!“ fuhr der Herr Minister fort. „Ich stieg im Hotel Kollmann

ab und unterzog mich zunächst der schriftlichen Prüfung, die eine volle Woche dauerte. Beinahe hätte ich jedoch wieder abreisen müssen; denn der gestrenge Herr Direktor wollte mir absolut nicht glauben, daß ich ihm zur Prüfung zugeeilt war. Und mit dem Reisen war das damals in politisch bewegter Zeit (Kappputsch und Separatistenauftänden) so eine Sache.

Die Prüfung umfaßte einen deutschen Aufsatz, einen Aufsatz und eine Übersetzung in Englisch und Französisch sowie eine Arbeit in Mathematik, Physik und Chemie. Die math. naturwissenschaftlichen Aufgaben (der Herr Minister erinnerte sich noch an den Mathematiklehrer Stud.Rat Untereiner) muß ich wohl wesentlich besser erledigt haben als die sprachlichen; denn als ich nach der mündlichen Prüfung, die den ganzen Samstagvormittag dauerte und an der unter dem Vorsitz von Direktor Ellenbeck das gesamte Lehrerkollegium teilnahm, mein Zeugnis aus der Hand des Direktors entgegennehmen durfte, bedeutete mir der gestrenge Herr, daß ich — im Gegensatz zu den beiden anderen Externen, die durchfielen — mit einem blauen Auge davon gekommen sei. Für die Zukunft ermahnte er mich vor allem sehr eindringlich, noch die englische Sprache und französische Literatur, insbesondere Ra-

ciné, zu studieren. Nun, heute bediene ich mich auf Kongressen im Ausland nur der modernen Sprachen, nachdem ich später noch Spanisch gelernt habe. Ob ich die Mathematikaufgaben heute noch lösen könnte, weiß ich nicht.“

Schon mit 23 Jahren promovierte der Minister zum Dr. ing. an der TH München, um bis Ende des Jahres 1953 in der chemischen Industrie tätig zu sein. Heute liest er regelmäßig an der Universität München über Chemiewirtschaft; denn seine wissenschaftlichen Studien und die Verbindung zu seinem ehemaligen Beruf möchte er nicht vernachlässigen. So ist er Mitherausgeber einer großen Enzyklopädie der Chemie und der Zeitschriften „Chemische Industrie“ und „Atomwirtschaft“ im Handelsblatt-Verlag.

I am not married, but . . .

Ich fragte ihn nach seinem Arbeitstag. Er beginnt damit, daß der Herr Minister von seinem Wohnort Bad Godesberg bis zum Bundeshaus gefahren wird. Von dort geht er zu Fuß in sein Ministerium, wo er gegen acht Uhr eintrifft; er bemerkt scherzhaft, daß es ihm einige Herren gleichzutun versuchen. Um 10 Uhr ist sein Schreibtisch bereits leer, und dann beginnen die Besprechungen, die meist erst gegen 19 Uhr beendet sind: „Mit der 40-Stunden-Woche ist es also nichts!“ Dann denkt er an sein letztes Wochenende: „Da bin ich nach Wiesbaden gereist, von Wiesbaden nach Frankfurt, von Frankfurt nach Berlin, von Berlin nach Hamburg und von Hamburg zurück nach Bonn . . .“ — „Herr Minister, eine Frage, sind Sie verheiratet?“ „Nun auf diese Frage pflege ich zu antworten: I'm not married, but my wife is.“ Während wir so mit Fragen auf ihn eindringen, kontert er, indem er uns nach der Zahl der Montanunion- und OEEC-Staaten fragt. Die Frage nach der Hauptstadt von Kanada können wir nicht auf Anhieb beantworten. Erst nachher, als wir wieder unter uns sind, sagt unser „Benjamin“: „Ich wollte ‚Montreal‘ sagen, aber ich war nicht ganz sicher.“ Der persönliche Sekretär versicherte uns nebenbei: „Seien Sie froh, daß er sie nicht mehr geprüft hat, das macht er mit jungen Leuten gerne!“

Postalische Fragen

Wir streiften zahlreiche Probleme während des Essens, das der Herr Minister für uns im kleinen Gästezimmer des Casinos gab. Für die Gestaltung der Briefmarken ist ein Kunstbeirat unter dem Vorsitz des bekannten Münchener Prof. Emil Preetorius verantwortlich. Dr. Balke vertritt die Meinung, daß die Kritik an unseren Briefmarken von den Funktionären der Philatelistenverbänden künstlich aus finanziellen Erwägungen geschürt wird, während doch Sammler nur das Vorhandene sammeln könnten. „Wir wollen weder Miniaturbildchen noch Ansichtspostkarten, sondern fördern eine gute graphische Gestaltung der Briefmarke. Außerdem bin ich kein Briefmarkenfanatiker — und die Geschmäcker sind bekanntlich verschieden. Bei uns

eines außerordentlichen Willens und eines Glaubens, der mit der festen Verankerung im Jenseits die Freiheit von allen Ängsten und Sorgen dieser Welt in sich schließt; eines trotzigsten Glaubens, wie ihn Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ atmet; eines der Welt zugewandten Glaubens, ohne den die großen Leistungen der europäischen Geschichte nicht zu denken sind. Denn was einem großen Werk vorangeht, ist der Glaube an seine Realisierbarkeit und die Bereitschaft des Menschen, auf es seine ganze Existenz hier zu setzen. Ohne solchen Glauben

wäre Amerika nicht entdeckt, wäre das Werk Max Plancks nicht geschaffen worden, stünde heute nicht Lambarene als Mahnmal der Verschuldung der weißen Rasse gegenüber der schwarzen.

In diesem Sinne mögen Sie, meine lieben Jungen, Ihr Leben bauen: Gott erhalte Ihnen die Radikalität Ihres grundsätzlichen Fragens, er gebe Ihnen die Kraft des Beharrens und schenke Ihnen den Glauben an den Sinn Ihres Lebens und an eine solche Sache, auf die seine Existenz zu setzen sich lohnt.

Dr. K. Kerber

kommt jedenfalls eine solche Geschäftemacherei, wie sie in manchen kleinen Staaten mit „Hochzeitsmarken“ usw. getrieben wird, nicht in Frage. Wir brauchen ernsthafte künstlerische Arbeit auf der Grundlage offener Ausschreibungen.“

Es ist interessant zu wissen, daß es bei den Briefmarken international genormte Wertfarben gibt. „The sender keeps all“ heißt ein altes Gesetz des internationalen Postverkehrs. Gemeint ist, daß jedes Land das Porto für Auslandsendungen, die im eigentlichen Land aufgegeben wurden, behält. Umfangreiche und teure Statistiken haben ergeben, daß sich die Beträge nivellieren. Anders ist es im Fernmeldewesen. Hier wird international nach Entfernung in Schweizer Goldfranken verrechnet. Seit dem vorigen Jahr vertritt die Bundesregierung das gesamte Deutschland auch wieder im Weltpostverein, der für ein Land jeweils

Die humanistische Bildung

Wir können den Bericht über die Fahrt nach Bonn nicht schließen, ohne die nachhaltigen Worte zu erwähnen, die uns der Herr Minister über das Bildungsproblem während des Essens im Casino sagte. Er forderte die strenge Auslese der für die akademische Arbeit geeigneten Jugend gerade deshalb, weil wegen des Nachwuchsmangels weniger Leute eine größere Arbeitsfülle verantwortlich bewältigen müßten. Jede falsche Milde, die sich durchweg später nach längerer Fehlleitung negativ auswirke, sei unangebracht, das humanistische Gymnasium als Schule, die geistig arbeiten lehrt, unersetzlich, die Abwertung der Gedächtnisarbeitsleistung zu bedauern. An der heutigen Jugend vermisse er eine Art Abenteuerlust („Sie stellen mir Fragen wie ein Sachbearbeiter“) und meint: „Hätte man

nur einen Sitz konzediert. Bekanntlich war Deutschland im „Tausendjährigen Reich“ aus dieser so wichtigen und einst von dem Deutschen Stephan gegründeten Organisation ausgetreten.

Im Museum des Postministeriums konnten wir danach eine Briefmarkenausstellung aus Österreich und Liechtenstein besichtigen. Herr Jäger machte uns mit den wertvollen Stücken bekannt, sichtlich erfreut, daß auch der Herr Bundesminister sein Interesse bekundete. Der persönliche Referent des Herrn Ministers, Oberpostrat Weigand, der wie der persönliche Sekretär Herr von Martius sehr um uns besorgt war, bat uns, allen Briefmarkensammlern weiterzusagen, daß im September eine europäische Einheitsmarke erscheint, als Versuch, den Postverkehr innerhalb Europas noch mehr zu vereinfachen und zu rationalisieren und die europäische Verbundenheit zu betonen.

mir mit 25 oder 30 Jahren eine Stelle in Persien angeboten — ich hätte sofort zugegriffen. Heute aber denkt man bis hin zur Altersversorgung!“

Nach den Sommerferien will uns der Herr Minister auf Einladung unseres Direktors in Gummersbach besuchen und unserer Oberstufe einen Vortrag über die Probleme der Fernmeldetechnik, Kybernetik und Elektronik (die Wissenschaft der automatischen Steuerung längerer Prozesse) halten, an dem auch leitende Herren der hiesigen Industrie lebhaftes Interesse bekundet haben. Dann wird auch ein größerer Teil unserer Leserschaft erfahren, in wie liebenswürdiger Weise der Herr Minister Zeit für die Jugend hat, wofür wir ihm auch an dieser Stelle nochmals herzlich danken.

Hans-Günther Heinen

Wir stellen zur Diskussion

Zu dem in der vergangenen Nummer angeschnittenen Diskussionsthema

„Darf der Schüler den Betrug in der Schule decken?“

schreibt uns unser Ehemaliger

DR. OTTMAR KOHLER,
der Arzt von Stalingrad,

folgenden Beitrag, für den wir besonders danken:

Lieber Herr Heinen!

Auf den beiliegenden Seiten habe ich Ihnen meine Ansicht zu dem Thema „Mogeln“ niedergeschrieben. Meine Stellungnahme ist etwas lang geraten. Nun müssen Sie versuchen, den Platz in Ihrer Schülerzeitung dafür zu finden. DAS PROBLEM IST IN MEINEN AUGEN EINES DER WICHTIGSTEN IN DER SCHULE. Man könnte noch sehr viel dazu sagen. Das wird hoffentlich von anderer Seite geschehen.

Ich wünsche Ihnen alles Gute für Ihre Schülerzeitung und bitte, meinen ehemaligen Lehrern eine Empfehlung zu bestellen.

Ihnen viele herzliche Grüße
Kohler.

Ich bin aufgefordert worden, zu einem Thema Stellung zu nehmen, das in Nr. 1 der Schülerzeitung 1956 zur Diskussion gestellt wurde. Das Thema lautete: Darf der Schüler den Betrug in der Schule decken?

Über dieses Thema wurde in einer Obersekunda ein Aufsatz geschrieben, und Auszüge aus diesen Aufsätzen wurden in Nr. 1 der Schülerzeitung veröffentlicht.

Ich habe einmal auf einer Zusammenkunft im Parkhaus über dieses Thema gesprochen. In einem langen Krieg und noch längerer Gefangenschaft habe ich oft über dieses Problem nachgedacht, und das Ergebnis habe ich damals vorgetragen. Ich bekenne mich noch heute zu jedem Wort, das ich damals sagte. Wer meinen Vortrag gehört hat, wird verstehen, daß ich auch hier mich absolut gegen den Betrug in der Schule ausspreche. Um es gleich vorweg zu sagen, auch ich habe in der Schule gemogelt und gepfuscht. Zum ersten Mal habe ich es getan, weil ich glaubte, es sei eine Heldentat, einen Lehrer zu bemogeln. Ich habe mich so ungeschickt angestellt, daß ich erwischt wurde. Aber später habe ich auch dabei mehr Geschick entwickelt und bin keineswegs immer erwischt worden. — Habe ich mir damit das Recht genommen, mich heute gegen das Mogeln auszusprechen? Sicherlich nicht. Denn vieles, was ich als Schüler für richtig hielt, halte ich heute nicht mehr für richtig. Vor fast 30 Jahren habe ich die Schule verlassen. Das ist eine lange Zeit, und ich habe viel Schweres erlebt in dieser Zeit. Hier hat niemand mehr Zeit, alle sind gehetzt und getrieben. Auch ich bin wieder eingespant in diese tägliche Hetze. Aber es gab eine Zeit, da hatte ich viel Zeit, sehr viel Zeit: in der Gefangenschaft und vor allem im Gefängnis. In dieser Zeit ohne Bücher ist mir klar geworden, daß es zwei große Sünden auf dieser Welt gibt: die Angst und die

UNTER STUFE

Was Tertianer über Primaner denken:

Primaner auf dem Schulhof

Aus einer Auswahl von 7 Themen für einen zweistündigen Klassenaufsatz haben 3 Schüler einer Obertertia dieses Thema gewählt. Wir veröffentlichten Auszüge aus zwei Aufsätzen. - red. -

Es ist in den Pausen immer recht interessant für mich gewesen, zu beobachten, wie sich die Primaner auf dem Schulhof verhalten. Ich tat das darum gerne, weil diese Primaner auf mich immer etwas Fremdes ausstrahlen, was man von anderen Schülern gar nicht gewöhnt ist. Man hat bei vielen von ihnen den Eindruck, als bildeten sie sich ein, sie gehörten ja überhaupt nicht mehr auf die Schulbank, sondern seien nur noch „zu Besuch“ hier. Diese freie Art, wie sie sich häufig mit den Lehrern unterhalten — und das ein wenig großtuerisch — ist eine typische Primanerangewohnheit. Man findet sie auf dem ganzen Schulhof verstreut. An der Milchausgabe sind sie besonders zahlreich vertreten. Meistens stehen sie in Gruppen umher, die sich lebhaft unterhalten. Wird über ein Thema gesprochen, sie keinen Fremden etwas angehen soll, wird der Kreis besonders dicht geschlossen. Dann vernimmt aus der oben gebliebenen Öffnung Lachen und Klatschen oder ähnliche Geräusche . . . Manche aber fallen kaum auf und man

glaubt, sie seien gar keine Primaner; nämlich sie sind nicht aufseherregend und nicht stur, wenn man sie etwas fragt . . .

Karl-Wilhelm Demmer, O IIIA

. . . denn man entdeckt mit der Zeit auch ihre Fehler. Sie zeigen nämlich auch nicht immer die Disziplin, die man von ihrem Alter eigentlich erwarten sollte. Sie wirken auch viel zu wenig als erzieherisches Beispiel; denn sie werfen ihre Butterbrotpapiere genauso weg wie die Quintaner und benehmen sich auch sonst nicht immer einwandfrei. Gewöhnlich gruppieren sie sich auf dem Schulhof zu fünf oder sechs und diskutieren, ob sie den nächsten Klassentag mit oder ohne Mädchen veranstalten sollen, oder ob die Algebraaufgaben nicht zu schwer sind. Das Hauptgesprächsthema aber ist der Sport. Und darin unterscheiden sie sich kein bißchen von anderen Schülern. Wenn man sie bei diesen Gesprächen durch Nachlaufen stört, dann können sie sehr ungemütlich werden. Aber manchmal lächeln sie auch nur nachsichtig: sie waren ja auch einmal Sextaner.

Jürgen Holzhauer, O IIIA

Lüge. Der weitaus größte Teil alles Schlechten auf dieser Welt kommt aus diesen Wurzeln. Ich könnte es mit unendlich vielen Beispielen belegen. Aber das würde hier zu weit führen.

Alles, was in den einzelnen Aufsätzen jener Obersekundaner für das Mogeln angeführt wurde, ist falsch. Der Gemeinschaft der Klasse, der Kameradschaft, wird niemals durch das Mogeln, durch den Betrug, gedient. Es gibt keinen Gegensatz zwischen Ehrlichkeit und Kameradschaft. Die wesentlichste Grundlage jeder wirklichen Kameradschaft ist eine absolute Ehrlichkeit. Ich habe die verderblichen Folgen der Unehrllichkeit in einem unvorstellbaren Ausmaß erlebt. Die Anfänge der Unehrllichkeit des einzelnen beginnen in der Schulzeit. Dort wo das Mogeln als Heldentat gilt, da wird es begonnen, da wird der Unehrllichkeit der Makel der Unehrllichkeit genommen. Und das bleibt dann so im Leben. Es gibt keinen prinzipiellen Unterschied zwischen der kleinen und der großen Lüge, zwischen dem kleinen und dem großen Betrug. Jedes Mogeln ist Betrug und jedes Wort, das unrichtig gesagt wird, um diesen Betrug zu decken, ist eine Lüge.

Warum wird in den Bemerkungen zu diesem Thema so oft ein Gegensatz aufgerichtet zwischen Klassengemeinschaft und Lehrer. Gehört der Lehrer nicht mit zu der großen Kameradschaft? Meint Ihr wirklich, eine gute Klasse könne einen schwachen Schüler durch Mogeln stützen, wenn es sein muß sogar gegen den Lehrer?

Aber ein Lehrer ist ja gar kein Feind. Es ist ja ein Mensch, der Euch sein bestes Wissen geben will, der es Euch täglich anbietet. Greift nur danach. Und wenn einer schwach ist in diesem oder jenem Fach, dann wäre echte Kameradschaft, wenn die Guten sich seiner annähmen. Aber nicht dadurch, daß sie ihn abschreiben lassen, sondern dadurch, daß sie ihm Nachhilfe-Stunden geben, daß sie ihn in ihrer freien Zeit zu Hause unterweisen. Auch die Lehrer sind dazu aufgerufen und werden sich sicherlich nicht ausschließen.

Wenn jemand Mathematiker werden will und in den Sprachen nur sehr knapp ausreichend ist oder sogar schlecht ist, so muß man ihm helfen und kann man ihm helfen — aber nicht mit dem Mogeln. Wenn jemand in Mathematik oder in einem anderen naturwissenschaftlichen Fach etwas Besonderes leistet, so zeigt er damit, daß er über einen normalen Menschenverstand verfügt und daß er in einem Fach, das ihn interessiert, etwas Besonderes leisten kann. Wenn er dann in den Sprachen ganz versagt, so ist das nur ein Zeichen, daß er gar kein Interesse daran hat. Es ist noch keiner gekommen und hat ihm die Schönheit, Nützlichkeit und das Interessante jener anderen Wissenschaft aufgeschlossen. Darum geht es. Zeigt es ihm. Zeigt ihm, daß es sich lohnt, auch dafür zu arbeiten, und zeigt ihm den Weg. Denn arbeiten muß er schließlich selber.

Das Arbeiten für dieses andere Fach ist zunächst noch unlustbetont und deshalb kostet es ihn Überwindung. Aber er muß sich überwinden lernen. Wer es nicht in der Schule lernt, der lernt es unter den harten Schlägen des späteren Lebens. Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt stets ein Knecht. Es gibt in diesem Leben nichts umsonst. Man muß für alles seinen Preis zahlen. Die wesentlichen Werte im späteren Leben kann man nicht durch Mogeln erreichen.

Werft mir nicht vor, daß ich die Bedingungen der Schule vergessen habe, weil ich sie so lange schon verlassen habe. Man darf das Problem natürlich nicht so sehen: eine ganze Klasse mogelt schön

STEINE ERZÄHLEN

Den Fleischmarkt von Paris bilden die Rue de Seine und die Rue de Buci, in denen heute ein sauberer Laden neben dem anderen liegt und weißgekleidete Athleten die halbe Rinder und Hammelkeulen handhaben, die mit Lastautos herbeigeschafft werden.

Damals, vor mehr als 150 Jahren, wurde hier an Ort und Stelle geschlachtet, so daß die ungepflasterten Straßen immer unter Blut standen. Die neu ankommenden Tiere trampelten in dem widerlichen Abfall und Blut der schon geschlachteten Tiere herum und rührten den Boden zu übelriechendem Schlamm auf. Erst spät in der Nacht endete das Geschäft, und schon in früher Morgenstunde begann es wieder.

Was hätten die Reisenden, die sich heute so gerne über die mangelnde Hygiene in der französischen Hauptstadt beklagen, erst damals gesagt?

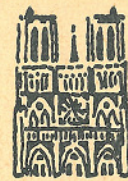
Wir bleiben auf dem linken Seineufer und lassen die alten Metzgerstraßen mit ihren grasbewachsenen Höfen hinter uns. Langsam dringen wir in das ärmliche Viertel ein, das von den „clochards“, den zerlumpten Pariser Vagabunden, bevölkert wird. Jeder von ihnen hat seine Gassen, in denen er nachts die Mülleimer nach all dem untersucht, was irgendwie und irgendwo und irgendwann noch brauchbar ist. Wie manches von dem, was in herrlichem Durcheinander auf dem Flohmarkt umherliegt, ist Stück für Stück mit dem langen Haken aus dem Kehrichteimer geangelt worden, um erneut einen Lebenskreislauf zu beginnen.

Doch mehr als die Figuren der Metzger und Clochards mit ihren mehr oder weniger traurigen Schicksalen beschäftigen uns bei diesem Rundgang durch Altparis die geduldigen Steine, zwischen denen die Menschen leben. Wir biegen in die engen Gassen ein, die auf die Seine zulaufen und an deren Ende man in leichtem Nebel die „Notre-Dame“ wie ein silbernes Märchenkleinod gewahrt. Diese Gassen sind mit ihren engbrüstigen Häusern fast schwarz vor Elend und Alter. Die Fensterscheiben sind mit dichtem Staub bedeckt. An den frostlosen Häuserwänden lehnen Jammergestalten, ihr Bündel unter dem Arm, die Flasche in der zerrissenen Rocktasche.

In dieser Zufluchtsstätte des Elends und der Trümmer liegt ein Haus von finsterner

kameradschaftlich und nur einer geht hin und schliefst sich aus und meldet den Betrug. Nein, so geht es auch nicht. Aber wenn eine ganze Klasse sich mitsamt ihrem Lehrer entschließt, eine große ehrliche Kameradschaft zu bilden, dann braucht man das Mogeln nicht mehr.

Mit jedem Mogeln betrügt der Schüler seinen Lehrer und sich selbst. Er lernt es, sich durch Lüge Erleichterung zu schaffen, ein falsches Bild von sich zu malen. Und er wird es im Leben so weiter machen.



WANDERUNGEN durch ALT PARIS

Häßlichkeit, das dazu noch die Nummer 13 trägt.

Hier hat lange Jahrzehnte ein Mann gewohnt, der alle Herrlichkeiten von Versailles gekannt hat. Dieser Mann ist der Mohr Zamor, den Ludwig XV seiner Favoritin, der Gräfin Dubarry, zum Geschenk gemacht hatte. Das Bildnis dieses Mohren, von van Loo gemalt, ist heute noch im Hôtel Carnavalet auf der Place des Vosges zu sehen. In dem Hôtel Carnavalet („Hôtel“ ist ursprünglich in der französischen Sprache die Bezeichnung für ein vornehmes Privathaus. Aus diesem Zusammenhang wird ohne weiteres erklärlich, daß der oberste Diener, der in einem vornehmen Privathaus die Tafelbedienung dirigiert, „maitre d'hôtel“ heißt.) stand die Wiege der charmanten und lebensklugen Madame de Sévigné. Hier hat sie auch ihr ganzes Leben zugebracht. Heute ist das Hôtel zu dem Musée de Carnavalet umgewandelt, und Jahrhunderte französischer Geschichte sind in ihm eingefangen.

Doch wir wollten ja nicht von der briefschreibenden Mutter einer guten Tochter berichten, sondern von dem Lieblingsknecht der Marquise Dubarry. Ein schreckliches Ereignis hat letzten Jahre seines Lebens verüstert und ihn einsam und verbittert gemacht. Während der Schreckensherrschaft wurde die Dubarry verhaftet und zum Tode geführt. Zamor, so heißt es, folgte aus einiger Entfernung dem Karren, auf dem seine Herrin mit gebundenen Händen steht, zu der Place de la Concorde. Man mußte die arme, allzu irdische Kreatur mit Gewalt auf die Planke zerren. Kaum ein Opfer der Schreckensherrschaft ist so wenig heldenhaft gestorben, wie diese schöne Sünderin. Mitten in ihren Schrei sauste das Messer. Diesen letzten Schrei hat der Mohr vernommen und wahrscheinlich nicht wieder vergessen. Jäh Wutanfälle und unerträgliche Launenhaftigkeit stießen die zurück, die sich seiner annehmen wollten. Er versuchte, sich von Stundengeben zu ernähren, denn er war nicht ohne Kenntnisse. Aber er erschreckte die Kinder durch seine Dürsterkeit und Heftigkeit so sehr, daß er schließlich alle Schüler verlor und hungerte. In Erinnerung an die Soupers mit den tausend Kerzen in Versailles, mag dieser alte Neger seinen Hunger und das düstere, verkommene Haus Nummer 13 nur noch schmerzlicher empfunden haben.

Dr. Nagel

Das Leben selbst ist eine verdammt ehrliche Sache. Letztlich wird immer das Herz nur gewogen. Einmal wird jedem von Euch diese Erkenntnis kommen. Den meisten kommt sie sehr spät, oft zu spät.

Ich möchte, daß Ihr in der Schule Euch selbst zur Ehrlichkeit erzieht. Ihr sollt mit einem großen, reinen Herzen in die Welt hinausziehen, mit einem Herzen, das weder die Angst noch die Lüge bejagt, sondern beide ablehnt.

Dr. Kohler

ERLEBNISSE

IM SOWJETISCH BESETZTEN DEUTSCHLAND

Unabhängig voneinander waren Chefredakteur und Berater von „Schwarz auf Weiß“ seit dem Erscheinen der letzten Nummer „drüben“, im russisch besetzten Teil Deutschlands, der eine in der „Zone“, der andere in Ostberlin. Beide reisten wie Fremdlinge im eigenen Vaterland und wollen versuchen, einen Teil dieser erregenden und erschütternden Gegenwart unseres Volkes in den folgenden Zeilen abzubilden, die in den Tagen um den 17. Juni, dem Jahrestag des Volksaufstandes für Recht und Freiheit, geschrieben sind.

Ostberliner Eindrücke

REPRÄSENTATION . . . 2 km lang zieht sich die klassizistische Fassade der Stalinallee aus gelben Kacheln an achtstöckigen Wohnblocks, über deren Eingang ein Transparent hängt, das besagt, daß alle Mitglieder der Hausgemeinschaft Mitglieder der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft sind. Eigentümlich berührt die uniforme Monumentalität in der Perspektive, vielleicht verwandt mit den Bauten des Dritten Reiches (wovon in der Nähe die Trümmer der Reichskanzlei und des Führerbunkers stacheldrahtumzäunt liegen), von diesen aber entfernt durch die Verwendung der Stuckformen und -formen des vorigen Jahrhunderts. Das Hotel „Budapest“, das über dem Eingang seinen Besuchern verrät, daß es „von den Bauarbeitern der Stalinallee kontrolliert“ wird, läßt mit dezanten Klängen einer ungarischen Kapelle ein. 12 Ostmark kostet das teuerste Abendgericht, eine siebenbürgische Steakplatte mit 5 verschiedenen Fleisch- und 10 verschiedenen Gemüsesorten, nach Karten oder Personalausweis wird nicht gefragt. (So bezahlt es der Westberliner oder Westdeutsche im Verhältnis 4:1, obwohl das Gericht so ausgezeichnet zubereitet ist, daß es in jeder Gummersbacher Gaststätte 12 Westmark hätte kosten dürfen.) 10% Trinkgeld weist der jugendliche Kellner (im Frack) weit von sich und zeigt auf einen Absatz der Speisekarte: „Das Personal der HO-Gaststätten bekommt auskömmliche Gehälter und wird kein Trinkgeld annehmen.“ — Wenig später Premiere einer Straußoper in der glänzend im alten Stil wieder hergerichteten Deutschen Staatsoper Unter den Linden, Mittelparkett 10,— Ostmark. Die Titelheldin Arabella trägt bei jedem Auftritt neue Pelze, neuen Schmuck, um sie herum entfaltet sich der Glanz der bürgerlichen und adligen Gesellschaft des wilhelminischen Deutschlands. Das Programmheft ist äußerlich und inhaltlich von hervorragender Qualität und verzichtet trotz vieler ganzseitiger Glanzphotographien auf jede Reklame zur Deckung der Unkosten, die etwa das Westberliner Schillertheater über einige Seiten anwenden muß. Das Publikum ist nach Physiognomie, Garderobe und Gespräch zum größten Teil das alte Theaterpublikum (mit Ausnahme der Uniformen der Volkspolizei und der Nationalen Volksarmee sowie einiger buntehemdeter Funktionäre, die man an ihren Abzeichen im Knopfloch erkennt), man hört östliche, aber auch westliche ausländische Sprachen, in der Pause trinkt man Sekt (Glas 2 Ostmark) im Foyer. — Neue, nunmehr ganz östliche Repräsentation erwartet uns im „Garten der Erinnerung“, dem Heldenfriedhof der russischen Eroberer von Berlin. In einem Gebiet von der Raumausdehnung des Gummersbacher Stadtkerns, in dem man

vergeblich nach dem Symbol des Kreuzes suchen wird, steigern sich die marmornen Darstellungen des Krieges bis hin zum Mausoleum, in dessen Decke die Türme des Kreml leuchten, auf dem in der Größe des Niederwalddenkmals, des Detmolder Cheruskers oder der Münchener Bavaria ein Monument des russischen Soldaten steht. Überall Uniformen mit bunten Achselstücken, auffallend vor allem die der neuen ostzonalen Wehrmacht, in denen häufig recht jugendliche Gesichter (etwa einer Obersekunda) in Leutnantsrang stecken.

. . . UND WIRKLICHKEIT. Der Pförtner in der SED-Parteizentrale von Groß-Berlin hat meinen Reisepaß noch nicht gesehen, als er mir inmitten des rot ausgeschlagenen Vestibüls mit den überlebensgroßen Büsten von Lenin, Marx und Engels auf das bloße Stichwort, ich käme aus Westdeutschland, seine Geschichte erzählt: „Ich verdiene hier 250,— Ostmark und bin alter Berliner, der abends gerne seine Milchsuppe isst. 1 l Milch kostet in den HO-Läden 1,28 Mark, ich kann es mir nicht leisten; denn 100 g Speck ohne Karte machen bereits 2,—

Mark, ein Paar Schuhe fast 100,—, eine Aktentasche aus Rindsleder 150,— Mark. — Mein Schwager kam als Spätheimkehrer aus Rußland; seinen Gärtnereibetrieb hatte man verstaatlicht und er floh nach Westdeutschland. Sofort wurde meiner Schwester der Personalausweis entzogen, also Sippenhaft für Republikflucht, wie man das hier nennt.“ Ich schlug ihm vor, daß die Schwester sich doch mit der U-Bahn nach Westberlin begeben möchte und sich doch dann zu ihrem Mann ausfliegen lassen könnte. „Tja, das geht wohl nicht. Denn dann würde man mir als nächstem Verwandten sofort den Personalausweis entziehen, auf den ich ja leben muß, und drüben wäre ich als Hausmeister einer Parteizentrale doch sicher politisch belastet.“ — Draußen fahren nur wenige Autos, darunter Opel P4-Taxen durch zumeist leere Straßen. Nirgendwo ist eine Verkehrsampel oder ein Schutzmann nötig, da die entsprechende Verkehrslichte nicht erreicht wird. Inmitten der großen Kreuzungen Unter den Linden, Leipziger, Französische Straße usw. hat man weite Durchblicke, da die Trümmer zwar beseitigt, jedoch so gut wie garnichts wiederaufgebaut worden ist. Frauen mit abgetragenen Mäntel und Handtaschen wie bei uns vor der Währungsreform stehen Schlange vor den Fischgeschäften, und in einem kleinen Vorstadtcafé kostet eine Tasse Kaffee (mit Milch und Zucker — das macht einen Preisunterschied von 20 Pfennig aus) und ein einfaches, muffig schmeckendes Stück gedeckter Apfelkuchen 3,60 Mark.



Diese Taxen warten vor dem Magdeburger Hauptbahnhof auf die Reisenden. Würde einer von uns in einen solchen „modernen“ Wagen einsteigen? Foto: Döring

SCHULE NEUER FUNTIONARE . . . „Wir freuen uns sehr, daß Sie eine unserer Schulen besichtigen wollen. Erst kürzlich war ein Kollege aus Hamburg da, der die „sogenannte freie humanistische Erziehung“ und „amerikanische Ernährungsweise“ gegen die Errungenschaf-

ten unseres Arbeiter- und Bauernstaates umtauschen wollte.“ So sagte ein Abteilungsleiter im Pankower Bezirksmagistrat (was ich natürlich nicht unwidersprochen lassen konnte) und die Oberschulrätin im Volksbildungsministerium ergänzte mit geradezu besessenem Eifer: „Wir

werden es schaffen: bis Ostern 1960 in Berlin und 1965 in der Zone die zehnjährige Pflichtgrundschule für alle". Ich wies sie darauf hin, daß auch wir unbeschadet der möglichst frühen Auslese und Förderung der Begabten wünschen, daß der 14-jährige Volksschüler noch keine Berufsentscheidung für sein Leben vollziehen muß, sondern noch zwei weitere Jahre im Verband der Grundschule verbleibt, daß wir aber nach allen wirtschaftlichen Voraussetzungen einmal eher in der Lage sein würden, diesen Ausbau unseres Schulsystems zu vollziehen.

„Darin irren Sie! Denn wir haben den zweiten Fünfjahresplan, und es liegen bereits Verpflichtungen zu seiner vorzeitigen Erfüllung vor, dann kommt der dritte Fünfjahresplan . . .“ Es ist also so, daß die Bilanz durch langfristige Pläne in der gleichen Weise in ungewisse Zukunft verschoben wird, wie etwa eine Sekte den Weltuntergang vorsichtshalber immer weiter vordatiert. Dann bin ich in Pankow in der Friedrich-List-Oberschule, die wie alle anderen Oberschulen nur das 9.—12. Schuljahr (also Obertertia bis Unterprima) umfaßt. Der jugendliche Direktor weicht innerhalb und außerhalb des Unterrichts nicht von meiner Seite. Ich habe keine Gelegenheit, im Lehrerzimmer mit einem Kollegen direkt zu sprechen, in den Sammlungen, während der Schulspeisung ist der Direktor dabei, sogar nach der 6. Stunde begleitet er mich zur Straßenbahn, offenbar, um mir keine Gelegenheit zum Gespräch mit einem Fahrtschüler zu geben. Der 35-jährige ist Wuppertaler, SED- und FDJ-Mitglied, Nichtakademiker und hat über ein Fernstudium an der Potsdamer Pädagogischen Akademie Geschichte und Gegenwartskunde „studiert“. (Auf meine Frage gibt er an, daß über 50% seines Lehrkörpers in der gleichen Weise verfahren haben). In den Wandelgängen hängt politische Propaganda, z. B. eine Photomontage mit Bundeskanzler Adenauer, umgeben von den Staatssekretären Globke, Lenz, Bräutigam in SA- und SS-Uniformen unter der Überschrift: „Das Braune Haus von Bonn.“ In der mathematischen Unterrichtsstunde, die mit dem FDJ-Gruß „Freundschaft“ beginnt und schließt, wird über eine dicke Formelsammlung im wesentlichen über den Gedächtnisweg das numerische Einsetzen in fertig vorbereitete Formeln geübt, wobei dem Lehrer etliche Fehler unterlaufen, die von den Schülern korrigiert werden, während er die zugrundeliegende Mathematik ebenso wie die Schüler, wie sich in einem kurzen Gespräch in Gegenwart des Direktors nach Schluß der Stunde herausstellt, offensichtlich schon in der Fragestellung selbst nicht begriffen hat. Überall beobachtet man eine ausgezeichnete Disziplin, in der Wandelhalle löffeln die Jungens still (ohne Aufsicht!) ihre Bohnensuppe mit einer Scheibe Jagdwurst, es fällt kein Scherzwort, kaum kommt eine Unterhaltung in Gang. Über dem Ganzen liegt eine dumpfe Atmosphäre des Lernens, Lernens und nochmals Lernens; mit besonderem Stolz zeigt mir der Direktor eine Lessingmedaille eines Schülers, die man nur bekommt, wenn das Versetzungszeugnis von oben bis unten (!) die Note 1 aufweist und außerdem rege Mitarbeit im außerschulischen Bereich (lies: FDJ) nachgewiesen werden kann.

... UND VERMITTLER ALTEN BILDUNGSGUTES. Wenige Ausnahmen in Schule, Universität und im Kunstbereich werde ich nicht vergessen können, von dreien will ich hier berichten. Da ist der Studienrat alten Schlags, weißhaarig und voller Berliner Fröhlichkeit, der eine ganz

ausgezeichnete Physikstunde über die Mechanik der Drehbewegung gibt (und den Direktor beim Durchgang durch die Sammlung glatt übersieht), da ist der international bekannte Gelehrte an der Humboldt-Universität, der (nachdem ich vor dem Kolleg mich bei ihm angemeldet hatte) eine begeisternd schöne Vorlesung hält und zum Schlusse mit leichter Geste auf das über ihm (wie in jedem Hörsaal) hängende Spruchband („Professoren und Studenten, steigert das Niveau Eurer Arbeit anläßlich des XX. Jahrestages der Gründung der KPdSU!“) mit erhobener Stimme sagt: „Mathematik ist eine Wissenschaft, die unabhängig von der Umgebung ihren Platz und ihre Stelle hält!“ und starken Beifall der Studenten erntet, die, wie er mir hinterher sagt, anderen Geistes Kind sind als etwa die der sog. gesellschaftspolitischen Fakultät, die oft nur zur Stipendienverteilung im Hörsaal erscheinen und im übrigen sich darauf beschränken, die politische Hochschularbeit zu organisieren. Da ist schließlich die Kunststudentin, die als Führer durch die von Moskau zurückgegebene Dresdener Gemäldegalerie wirkt und mit liebevoller Eindringlichkeit bei Raffaels „Sixtinischer Madonna“ oder Tizians „Zinsgroschen“ zugleich mit der ästhetischen Wertung auch den biblischen Hintergrund würdigt und dabei die unbeteiligten Gesichter der Uniformierten übersehen . . .

ERSCHÜTTERND aber ist der Übergang zwischen diesen beiden Welten. Man geht gegen 10 Uhr abends durch den Ostsektor; irgendwo leert sich ein Kino, dessen Reklame man nirgendwo entdeckt. Dann ist es dunkel und menschenleer über weite Straßenzüge. Kaum Straßenschilder, ab und zu ein EMW (Eisenacher Motoren-Werke), keine Neonröhren, kein Lokal, kein Lärm, kein Licht mehr hinter den Rolläden der Privathäuser — Schlaf, totenähnlicher Schlaf des Herzstückes unserer ehemaligen Hauptstadt. Man denkt noch, es ist spät und kalt heute . . . und

OSTZONEN-Gespräche

Es sagten . . .

ein Eisenbahner: Wenn die Reisenden wüßten, auf welch schlechten Schienen und auf welchem Unterbau sie führen, sie würden den Zug auf der nächsten Station verlassen. Es ist lebensgefährlich! An jeder Stelle kann das Gleis brechen. Die Eisenbahn müßte völlig erneuert werden. Bisher ist kaum etwas getan worden. Wir fahren immer noch eingeleisig auf den meisten D-Zugstrecken! —

ein Studienrat: Uns fehlt der Nachwuchs. Die neuen Kräfte sind kaum ausgebildet. Viele ziehen den Dienst bei der (kasernierten) Volkspolizei vor. Schulgeldfreiheit? — Wo? — Jeder Schüler der Oberschule, dessen Eltern selbstständig sind, bezahlt 20,— Mark im Monat. — Latein wird auch wieder gelehrt. Englisch und Französisch sind nur Wahlfächer. Dafür wird großer Wert auf Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Geschichte und Gegenwartskunde gelegt. Turnen aber ist das Wichtigste. —

ein Klempner: Wenn Sie uns Rohre besorgen, kann ich Ihnen eine neue Wasserleitung legen!

ein Bäcker: Ich bekomme kaum einen Lehrling; außerdem darf er nicht eine Minute länger arbeiten als im Lehrvertrag angegeben. — Sonst werde ich bestraft. Der Staat ist unnachlässig.



Oberstudiendirektor Dr. Meyer feierte am 28. Juni seinen 60. Geburtstag. Unseren herzlichen Glückwunsch.

(Foto: Heinen)

1956

geht in den U-Bahn-Schacht. „Potsdamer Platz“ — „Letzter Bahnhof im demokratischen Sektor“ . . . dann kommt Gleisdreieck, Wittenberger Platz, Zoo. Man kommt aus dem dunklen Schacht . . . und draußen umbraust einen bis lange nach Mitternacht das Leben der Großstadt, Tausende von Menschen promenieren auf dem Kurfürstendamm, sitzen unter den infrarot beheizten Terrassen und trinken Cocktails, ein chromglitzerndes Auto folgt dem anderen, eine Reklame überbietet die benachbarte. Da weiß man: die drüben, . . . die haben den Krieg verloren. -lk-

ein Fotohändler: Sie dürfen nicht fotografieren: Gleisanlagen, Eisenbahnzüge, Bahnhöfe (!), Brücken, Schleusen, Signal- und Sendeanlagen, Industriebetriebe; auch auf Einheiten der Volkspolizei oder gar auf unsere „Befreier“ richten Sie den Fotoapparat besser nicht.

ein Lehrling: Für uns wird gut gesorgt. — Vom Sportverein wird uns vorgeschrieben, wann wir ins Bett müssen und was wir nicht tun dürfen — Ich spare auf ein Motorrad. Nach der 17. (!) Preissenkung kostet es noch 2 800,— Mark. Vielleicht kann ich es mir nach der 40. Preissenkung kaufen.

eine Hausfrau: Ich kann alles kaufen — nur nicht an dem Tag, an dem ich es brauche. Im Winter gibt es Badehosen und im Frühjahr Skianzüge. Es gibt noch immer Lebensmittelkarten. Die Preise dieser Nahrungsmittel (Fleisch, Fett, Zucker — bei Kindern Milch) sind niedrig. Nur reicht die Butter nicht (10,— Mark pro Pfund Butter in der HO). Milch bekommen wir nur in der HO zu 1,10 Mark pro Liter. Aber sonst sind wir doch zufrieden. Es geht bergan!

ein Schüler: Ich bin nun zwar auf der Oberschule angenommen worden und habe sie auch sehr gut abgeschlossen, aber was nun? Das Angebot der Volkspolizei habe ich abgelehnt. Junglehrer wollte ich auch nicht werden. Ich möch-

WAS IST EINE SCHÜLERZEITUNG?

WAS SOLLTE — UND WAS KANN SIE SEIN

Eine Leserzuschrift des langjährigen ehemaligen Chefredakteurs von „Schwarz auf Weiß“, stud. phil. Hans Georg Halbe, zum Inhalt der vorigen Nummer gibt uns Veranlassung, uns zum obigen Thema zu äußern. Wir veröffentlichen zunächst die kritische Leserzuschrift und anschließend eine Stellungnahme von Dr. Klingen. Unsere Leserschaft aber bitten wir, gerade dieses Thema lebhaft zu diskutieren und negative wie positive Meinungen uns mitzuteilen.

- red -

Ohne „inneren Drang“

Man hat mich gebeten, als früherer Mitarbeiter an dieser Zeitung zu ihrem jetzigen Bilde Stellung zu nehmen.

Ich hoffe, daß dem Leser der innere Wandel in Thematik und Gehalt nicht verborgen geblieben ist, der mit dem äußeren (neuer Redaktionsstab und beratender Lehrer) in einem gewissen Zusammenhang steht. Die Zeitung ist eine andere geworden, ihr Entstehungsort, möchte ich sagen, und ihre Richtung haben sich geändert.

Man kann an einer Schule eine Zeitung aus vielerlei Absicht machen. Und man kann vom Sinn einer solchen Zeitung, wenn überhaupt eine Vorstellung, dann eine unterschiedliche haben.

Es ist nun erkennbar geworden, daß die frühere Schülerzeitung einen anderen Sinn hatte und in anderer Absicht gemacht wurde als die jetzige.

Die alte Zeitung, die ja wie diese „Schülerzeitung“ hieß, trug diesen Namen zu Recht. Sie kam von Schülern her, sie war dem alten beratenden Lehrer, der sie vorübergehend allein gemacht und am Leben gehalten hatte, geradezu entrissen worden, Schüler wollten sie für sich haben als Ausdrucksorgan, im Verlangen danach, ihre Gedanken, die sie für wesentlich hielten, von denen sie glaub-

ten, daß sie allen gesagt werden müßten, in eigener Verantwortung zu publizieren. Sie verteidigten die Zeitung ängstlich gegen jeden äußeren Einfluß, sie kämpften sie nahezu frei von jeder Zensur, sie waren mit ihrer Zeitung innerlich fest verbunden und stolz auf sie.

Ich glaube, daß in diesem „inneren Drange“ und weniger in den Fähigkeiten der Schüler der Grund für die Entwicklung vom Wachsmatrizenblättchen zur gedruckten und bebilderten und schließlich mit einem neuen Kopf gekrönten Zeitung liegt.

Die in enger Verbindung zu ihrer Zeitung stehenden Schüler haben nun Abitur gemacht und sind gegangen. Andere mußten die Nachfolge antreten. Auch der beratende Lehrer wechselte. Diese machen nun die neue Zeitung. Während vorher der alte Beratende immer weniger in Erscheinung getreten war und nur noch kaum empfundene Kontrollfunktionen ausübte, ist nun der neue Beratende der eigentliche Macher. Die Zeitung muß weitergeführt werden. Sie scheint zu großes Eigen Gewicht zu haben, um unbemerkt und unbemüht mit ihren früheren Trägern in der Versenkung verschwinden zu können. An den geeigneten Schülern, die die Zeitung weitertragen könnten, fehlt es aber offen-

bar. Nicht, daß die vorhandenen keine Zeitung machen könnten. Aber an dem vorhin als so wichtig vermerkten „inneren Drange“ scheint es zu mangeln, so sehr, daß die Zeitung mehr eine Lehrer- denn eine Schüler-Angelegenheit geworden ist. Das gilt sowohl für die redaktionelle Arbeit als auch für die Artikel. Nie haben in einer Nummer so viele Lehrer geschrieben wie in der letzten. Selbst Sportartikel mußten von einem Lehrer verfaßt werden. Das meint nicht, daß Lehrerartikel in einer Schülerzeitung nichts zu suchen hätten. Auch früher hatten sich Lehrer in wohlthuender Weise beteiligt. Aber der Anteil der Lehrer ist so groß geworden, daß man nachgerade von einer Verschiebung des Ursprungsortes der Zeitung sprechen muß. Sie kommt nicht mehr vorwiegend von den Schülern her. Damit noch nicht genug. In Aufrufen wendet man sich an die Ehemaligen und Eltern. Auch sie sollen sich beteiligen, alle sollen es. Damit ist, daß sei als einfache Feststellung ohne beabsichtigte Wertung hingenommen, der bestimmende Einfluß den Schülern entglitten und in Lehrerhände gelangt. Von solchen kann auch nur ein so umfassender Raum wie der angestrebte betastet werden; denn leider oder glücklicherweise hat der Schüler zu diesem keinen allgemeinen und der Objektivität genügenden Zugang. Schüler können letzten Endes nur eine „Schülerzeitung“ machen und können auch nur in ihrem, dem Schüllerraum, Lust hierzu bekommen. Kein Schüler wäre je in der Lage oder auch von sich aus veranlaßt, größere Räume zu erfüllen und in ihnen publizistisch tätig zu sein.

Das Facit: Die neue Zeitung, diese Zeitung (ich bin bei meinen Betrachtungen vom 6. Jahrgang, Nr. 1, März 1956 ausgegangen), ist keine „Schülerzeitung“ mehr, sondern vielmehr eine „Schülerzeitung“. Man kann dies begrüßen oder bedauern, je nachdem, woher man kommt. Ich muß es bedauern.

Wohin der Weg der Zeitung geht? Ich wünschte, daß sie nicht zum grauen Mitteilungsblatt für allgemeines Interesse herabsinkt, sondern daß es wieder Schüler mit „innerem Drange“ gebe, die eine Zeitung allein tragen können und wollen, daß immer noch etwas von jungem Blute spürbar bleibt, das auch überschäumt zu manchen Zeiten und an manchen Orten, wie es in seinem Wesen liegt, aber das auch nur allein das Reinlebendige ahnen läßt.

Hans Georg Halbe

Lieber Hans Georg Halbe!

Es ist recht, daß Sie an der weiteren Entwicklung „Ihres“ Blattes Anteil nehmen. Da aber die Liebe zur Sache nach dem bekannten Sprichwort die Meinungen ein wenig blind machen kann (natürlich auch die unsrigen — wenn Sie uns etwas Liebe zur Zeitung zugestehen wollen) wird es wohl fruchtbarer sein, zur Klärung diese grundsätzlichen Meinungen gegeneinander zu setzen, als etwa Einzelstimmen aus Eltern- und Lehrerschaft — insbesondere aber auch von unseren Schülern — zur letzten Nummer zu zitieren (um die wir nicht verlegen wären). Wir wollen also kurz gesagt ein Plädoyer ohne vorherige Zeugenvernehmung vor dem Forum unserer Leser halten, die sich selbst ihr Urteil bilden mögen. Wir haben Ihren Brief in unserer

te Sprachwissenschaften studieren. Aber augenblicklich warte ich auf die vierte Absage. — Was bleibt mir übrig? Ich werde wohl zu Euch kommen müssen. ein **Fleischer**: Rindfleisch? — In diesem Monat ist in der ganzen Stadt noch kein Rind zur Verteilung gekommen. Es wird auch nichts mehr geben. Wir haben jetzt nur chinesische Schweine zugeteilt bekommen.

Doch alle sagten:

Ihr habt uns ja vergessen! Wir sind bei Euch schon abgeschrieben! - dog -

Im Anschluß an diese Reiseberichte veröffentlichen wir einen Beitrag eines Düsseldorfer Sekundaners aus der dortigen Schülerzeitung „Lessingpalette“ des Lessinggymnasiums. Vielleicht kann er einige unserer Schüler aus dem deutschen Osten anregen, Kindheits- und Jugendlebens aus ihrer Heimat in „Schwarz auf Weiß“ zu veröffentlichen.

- red -

Heimatvertrieben

Wenn wir heute in der Erdkundestunde Deutschland durchnehmen, so ist es nur der besonderen Liebe des jeweiligen Lehrers zu Ostdeutschland zu verdanken, daß wir ab und zu etwas von unserem Osten, dem schönen alten Pruzzen- und Ordenslande, hören. Dabei, und ich träume nicht, ist es mir, als ob ich heute noch darin lebte, und jede Straße und

jeder Festungsturm an der Weichsel, wo ich die ersten Jahre meiner Kindheit verlebte, sind mir vertraut. Vielleicht ist es meinem Elternhaus in erster Linie zu verdanken, daß dieses Land meine Heimat bleibt: Vielleicht muß man auch erst aus der Heimat vertrieben sein, um den Wert des Landes seiner Vorfahren ganz ermessen zu können.

VERTRIEBEN — — aus meines Vaters Garten. Große Obstbäume standen darin mit Äpfeln und Birnen, Weichselkirschen und Pflaumen. Da gab es auch Erdbeeren in großer Fülle. Dunkle Blautannen standen am Eingang des Gartens. Wir hatten uns immer darunter versteckt. Blumen und nochmals Blumen wuchsen überall, und hinterm Haus gackerte das Federvieh in dem Geflügelgarten.

VERTRIEBEN — — aus dem Paradies meiner Kindheit. Viele Schiffe zogen die Weichsel auf- und abwärts. Wir angelten dort. Machmal begleitete ich einen alten Fischer, der auf Lachsfang ging. Oft nahm mich mein Vater mit zum Paddeln oder wir spielten unter der Obhut des Kindermädchens im Rohr am Ufer Indianer. Es war herrlich!

VERTRIEBEN — — aus dem Land meiner Väter. Dort, wo der Deutsche Ritterorden für uns das Land urbar gemacht und die Kultur und den christlichen Glauben hinausgetragen hat, da gibt es heute keine deutschen Laute mehr . . .

Volker Väterlein U II d.

Redaktion besprochen; er hat zur Bestimmung unseres eigenen Standortes beigetragen. Sie gestatten, daß ich für die Redaktion darauf antworte, weil Sie in Ihrem Brief auf mich am meisten zielen (auf die Gefahr hin, dadurch die Zahl der „Lehrerartikel“ um einen zu vermehren). Ich darf dabei umso eher in einer offenen Sprache reden, als Sie ja aus manchem mündlichen Gespräch wissen, wie sehr ich gerade Ihre qualifizierte Arbeit um die Zeitung geschätzt habe.

Sie schreiben vom „inneren Drang“, der unserer Redaktion fehle und nehmen ihn für sich und Ihre Redaktion in Anspruch. Nun freilich läßt sich mit irgendwelchen „inneren“ Werten trefflich argumentieren, weil sie so schwer konkret festzustellen sind! (Haben wir nicht einmal zusammen Nietzsches ironische Worte darüber gelesen?). Würden Sie nicht mit Recht darüber entrüstet sein, wenn ich Ihren „inneren Drang“ in Frage stelle, weil Ihr Leserbrief mit den Worten „Man hat mich gebeten . . .“ beginnt? Genauso wenig dürfen Sie aus der Ferne vorläufige Schlußfolgerungen auf so komplexe Dinge wie innere Verhaltensweisen ziehen: aus der unmittelbaren Nachbarschaft kann ich Ihnen versichern, daß die Redaktion vom „Chef“ bis zum Tertiarer mit besonderem Eifer gerade an ihre erste eigene Nummer herangegangen ist, von der z. B. Korrekturbogen sogar während des Abiturientenballs in einer stillen Ecke der Stadthalle gelesen wurden.

Etwas anderes ist es freilich um den inneren Drang der gesamten Schülerschaft zu ihrem eigenen Organ: Sie kennen ihn, und wir sind dabei ihn kennenzulernen, mehr Worte brauchen wir dazu nicht zu verlieren. Da aber eine Redaktion kaum über längere Zeit allein Artikel schreiben kann, ohne im „eigenen Saft“ zu ertrinken, geben sich nur zwei Auswege: 1. eine Reduzierung der Seitenzahl, 2. eine Füllung der freien Seiten mit anderweitigen Artikeln. Zum ersten Weg wäre zu bemerken, daß zugleich mit einer wesentlichen Reduzierung der Seitenzahl die jetzige (und von Ihnen so vorzüglich geschaffene) Form zugunsten einer Wandzeitung o. ä. verlassen werden müßte, was wir nicht wünschen. Daß hier tatsächlich eine Art natürliche Grenze unserer Schülerschaft i. a. liegt, zeigt etwa die unter dem Signum „tü-Lü“ in der Dachklasse über längere Zeit in scherzhafter Form zusammengestellte Wandzeitung am Klassenschrank. Man kann sich allenfalls darüber unterhalten, wie weit und durch welche Mittel diese Grenze zugunsten stärkerer inhaltlicher Mitarbeit an der Schülerzeitung verschoben werden kann. Wir wissen, daß hier eine besondere Aufgabe liegt und haben bereits Mittel zur Werbung vorbereitet, auf deren Erfolg wir nur hoffen können. Bis dahin freilich müssen wir uns behelfen und genauso wie Sie mit Ihrer damaligen Redaktion den zweiten Weg beschreiten. Sie wissen selbst sehr gut, welche Artikel in früheren Nummern lediglich „Füllmaterial“ darstellten — vielleicht reicht es, wenn ich die Bücherecke erwähne, die doch nicht mehr als ein zufälliges Sortiment von ro-ro-ro-Privatlektüre eines einzelnen Schülers darstellte. Wir dagegen haben beschlossen, aus der Not eine Tugend zu machen und sind bewußt an die Lehrerschaft, die Eltern, die Ehemaligen herangetreten, um sie in die Zeitung hineinzulotsen. Das war ja schließlich nur die logische Konsequenz der Tatsache, daß unsere Zeitung doch in diesen Raum ging (z. T. von ihm finanziell getragen wurde). Daß die erste Nummer (und wohl auch die vorliegende) dabei relativ viel Lehrerartikel enthielt, erklärt sich nur aus der Möglichkeit, die Lehrer im Hause am schnellsten zu erreichen. (Da Sie selbst

evtl. einmal Philologe werden wollen, werden Sie hier nicht in die Konstruktion einer apriorischen Gegensätzlichkeit Lehrer—Schüler verfallen; oder sollte die pädagogische Tätigkeit einer ganzen Generation nicht ausgereicht haben, gewisse antiquierte Schemata nicht nachzureden?)

Nun meinen Sie, daß Schüler zu einem so großen Raum (der Eltern und Ehemaligen) keinen objektiven Zugang hätten. Darüber müssen wir etwas verweilen. Ich habe mir schon oft überlegt, welchen Gewinn eigentlich die Redaktion von ihrer Arbeit trägt. Da ist zunächst die Beherrschung des technischen Apparates zu nennen — also der Schreibmaschine, des Korrekturlesens, der Wahl der Satzanordnung, der Photos und Klischees und der Werbung der Annoncen samt dem zugehörigen Geschäftsverkehr. Gewichtiger allerdings ist die Erfahrung, wie sehr ein Artikel ohne eigenes inhaltliches Zutun an Gewicht gewinnt, wenn er statt mit der Hand mit der Maschine, statt mit der Maschine im Druck geschrieben wird, eine Erfahrung, die im späteren Leben ermutigen mag, im Fachblatt oder der Werksmitteilung, in der Presse oder gar im Buch auch zur Feder zu greifen, eine Erfahrung, die aber auch warnen muß, halb Durchdachtes, eben noch nicht „Objektives“ vorzeitig preiszugeben und durch die gedruckte Form die Schwächen des Inhalts zu bemängeln. Unsere Redaktion sieht in der Bemühung um den objektiven Inhalt, der vor der Öffentlichkeit bestehen kann, gerade eine wesentliche Aufgabe und ist gewiß, daß die oben zitierten Kreise ihr dabei helfen werden. Wir wollen doch nicht zu jenen „Halbstarken“ gehören, die ihr mit allen Schikanen ausgerüstetes Motorrad grundsätzlich nur mit lärmenden Knattergeräuschen fahren können! Wir wollen eine gute Zeitung fahren — mögen Halbstärke sie gestrost für ein „graues Mitteilungsblatt für allgemeines Interesse“

halten — das wird unsere (und wenn ich Sie recht verstehe, doch auch Ihre) Sorge nicht sein.

Es bliebe die Frage der Namengebung. „Schülerzeitung“ ist ein so junger Begriff, daß er noch nicht als terminus technicus festliegt. Auch irgendein Dachverband kann uns da nichts vorschreiben; allein unserer Leserschaft geben wir dieses Recht. Sie mag in unserem Raum mit der Redaktion zu unserer Definition Stellung nehmen: **Die Schülerzeitung „Schwarz auf Weiß“ ist ein Organ der gesamten Gummersbacher Schulfamilie, das von ihrer Aktivität, der Schülerschaft, verantwortlich redigiert wird.** Mit Ihnen wünschen wir uns dabei einen möglichst großen Anteil von Schülerartikeln und „wollen, daß immer noch etwas vom jungen Blute spürbar bleibt, das auch überschäumt zu manchen Zeiten und an manchen Orten“. Nur wissen wir, wie selten solche echte jugendliche Note ist und werden jedenfalls kein Brausepulver in den Redaktionsbecher schütten, um den Schäubetrieb um des Betriebes willen am Leben zu erhalten: es wäre doch schade, wenn sich zu viele dadurch an unserem Trank verschlucken, ihn „in die falsche Kehle bekommen“ oder gar feststellen, daß soviel übergeschäumt ist, daß darunter nicht viel mehr vorhanden ist . . . Wir danken Ihnen für Ihren Leserbrief, den ersten, den wir in der neuen Redaktion bekommen haben; wenn Sie aus unserer Antwort entnehmen, wie sehr uns „Ihre“ alte Zeitung am Herzen liegt, hat sie ihren Zweck erfüllt.

Mit freundlichen Grüßen,

Ihr
Dr. L. Klingen
für die Redaktion von „Schwarz auf Weiß“.

P. S. Damit ich's nicht vergesse: Für den Festtag, an dem die Redaktion mich als Berater einmal nicht mehr braucht, lade ich Sie zum Frühschoppen ein.

UNSER NEUES SCHUL-AQUARIUM

Seit Beginn des neuen Schuljahres besitzt die Schule zwei große Aquarien, ein Kalt- und ein Warmwasseraquarium. Beide sind nach den Lebensgewohnheiten der Fische eingerichtet. Das Kaltwasseraquarium beherbergt Fische aus unseren Breiten. Im Warmwasseraquarium dagegen sind Fische aus tropischen Gegenden, die dementsprechend auch eine bestimmte höhere Wassertemperatur brauchen.

Manch einer möchte wohl glauben, daß es mit Sand, Pflanzen und Wasser getan wäre, um ein Aquarium einzurichten. Das gilt in etwa für ein Kaltwasseraquarium. Um aber Warmwasserfische halten zu können, sind einige Erfahrungen und auch Einrichtungen notwendig. So muß man zum Beispiel wissen, was für eine Temperatur die einzelnen Fische brauchen; denn nur so kann man ein Gesellschaftsaquarium zusammenstellen. Man muß natürlich auch darauf achten, daß man in ein solches Aquarium nur Friedfische setzt, die sich untereinander nicht auffressen. Da Warmwasserfische sehr empfindlich gegen Temperaturschwankungen sind, muß außer dem Heizstab auch noch ein Temperaturregler hinein. All das braucht man bei einem Kaltwasseraquarium nicht zu beachten.

Die Bewohner des Kaltwasseraquariums, die jeder kennt, sind groß, dick und außerordentlich gefräßig. Wollte man ihnen immer soviel Futter geben,

wie sie fressen könnten, wäre die Schule bald arm und die Fische wären nach geraumer Zeit reif für die Pflanze.

Karg und grau ist der Pflanzenwuchs in diesem Aquarium, da die Lebensbedingungen eben doch anders sind als in einem Teich. Im Warmwasseraquarium dagegen wuchern die verschiedenartigsten Pflanzen in üppigem Grün: Indischer Wasserfreund, Cryptocorynen, Wasserfarn, Vallisnerien und eine Amazonas-schwertpflanze. Viele lebhafte und muntere Fische jagen durch diesen Pflanzenwuchs. Unermüdllich durchheilen die Malabarbällinge in ständigem Spiel das Becken. Nicht weniger lebhaft sind auch die kleinen Zebras, die Purpurkopffarben, die Brokatbarben, die Stirnstrichbarben, die Schwarzbandsalmler, die Stirnflecksalmler, die Fadenfische, die Schwertträger, die Guppies und die Kampffische.

Große Aufregung gibt es, wenn Fütterung ist. Dann kommen sie schnell alle um die Futterstelle herum, und es entspinnt sich ein Jagen und Treiben um das Futter. Werden die Kleineren einmal durch einen Größeren verjagt, so kehren die Vertriebenen bald zur Futterstelle zurück. Nur wenn es dunkel ist, hört das Treiben auf: dann stehen die Fische ruhig im Wasser und scheinen zu schlafen.

Als besondere Attraktion ist jetzt eine Sumpf- oder Wasserschilkröte Bewohner dieses Aquariums geworden. Wenn

Warum ich Studienrat wurde

Von Dr. Karl Nagel

Um es gleich vorweg zu nehmen: Als Schüler und auch noch lange Zeit nach meinem Fortgang von der Schule habe ich nicht die Absicht gehabt, Lehrer zu werden. Mein Ziel in jungen Jahren war ein ganz anderes: Ich wollte in andere Länder reisen. Und je weiter entfernt sie lagen, desto besser! Eines Tages meldete ich mich von der Schule ab, und fort war ich. Ich fand mich wieder am Quai des Hamburger Hafens — es war das Jahr 1921 — und sah dem Dampfer nach, der als erstes deutsches Schiff seit 1914 wieder nach Afrika fuhr und mir meine Freunde entführte, die mich auf ihre Farm nach Deutsch-Südwest mitnehmen wollten. Die Schiffskarte hatten sie für mich bezahlt. Aber da ich noch nicht volljährig war, bedurfte ich einer schriftlichen Einverständniserklärung meiner Eltern. Und die hatte ich nicht.

Nun sagte ich mir: Erst das Abitur gemacht, und dann sehen wir weiter! Ich war Schüler eines humanistischen Gymnasiums, verlegte mich jetzt aber mit einer fast verbissenen Zähigkeit auf lebende Sprachen. Ich wollte nämlich versuchen auf dem Umweg über den Beruf des Auslandskorrespondenten mein Ziel zu erreichen. Aber dieser Traum war bald ausgeträumt. Zunächst ging alles nach Wunsch. Ich bekam eine Stelle in einem großen Exporthaus, das nach fast allen europäischen Ländern und auch nach Übersee lieferte. Aber unsere Vertreter, die zu Verhandlungen die Firma hier in Deutschland aufsuchten, nahmen mir jede Illusion: Nach dem ersten Weltkrieg öffnete das Ausland nur Handwerkern und Technikern seine Tore; Kaufleute waren kaum gefragt.

Dann hatte ich eine neue Idee: Ich wollte es jetzt als Lehrer versuchen. Ich sagte mir: setze die Beschäftigung mit den neueren Sprachen auf der Universität fort und vielleicht kommst Du als Lehrer an irgendeiner deutschen Schule im Ausland unter. Inzwischen war ich 24 Jahre geworden. Aber ich fühlte mich noch jung genug, auch diesen Schritt zu wagen. Und dieses Mal schien meine Berechnung hundertprozentig aufzugehen. Das Studium führte mich während meiner Universitätszeit ins Ausland, und gleich nach dem pädagogischen Examen bot mir das Auswärtige Amt in Berlin eine Stelle an der deutschen Schule in

Sofia an. Ich sah mich schon mit meiner Frau im Tauernexpress nach dem Balkan unterwegs. Da bekam ich wieder eins ausgewischt: Bei der Machtübernahme durch Hitler setzte von allen Seiten ein Boykott gegen die deutschen Schulen im Ausland ein, die zum großen Teil von der Jugend des Gastlandes besucht wurden. Die Schülerzahl sank rapide und mit ihr die Zahl der Lehrer an den deutschen Auslandsschulen.

Dann faßte ich aber keine neuen Pläne mehr. Ich hatte meinen Beruf, in den ich sozusagen hineingeschliddert war, lieb-gewonnen.

Wenn ich jetzt, wo ich älter geworden bin, rückwärts schaue, glaube ich, daß neben meiner Fernliebe auch mein alter Lehrer, dem ich viel verdanke, mich auf den Weg gebracht hat, auf dem ich heute stehe. Nur ist es mir damals nicht bewußt geworden. Und wenn ich hier dieses Mannes gedenke, dem ich mehr verdanke, als ich zu danken vermag, dann ist damit zugleich die oben gestellte Frage beantwortet:

Grotesk und leicht ein wenig lächerlich war seine Gestalt. Das ist uns damals nicht entgangen, denn Jugend hat von jeher viel Sinn für das Komische. Ich sehe ihn noch vor mir, auf der Schulbank in der vordersten Reihe, ergriffen von dem, was er zu lehren hatte; erschüttert von der Schönheit antiker Verse und Tragödien, die er immer wieder mitzerleben schien. In schwärmerischem Überschwang schlug er sich auch schon einmal auf das Knie oder füllten sich seine Augen mit Tränen der Begeisterung. Wir, seine Schüler, — o grausame Jugend — sahen in solchen Augenblicken dann mehr das Heitere seiner Erscheinung als das Glühende seiner Seele. Vielleicht beachtete er auch nicht immer, ob alle ihm folgen konnten, und nachher war er oft bitter enttäuscht, wenn er sich mit wenigen Getreuen oder auch ohne jede Gefolgschaft in der Welt seiner Gedanken fand. Aber eins haben wir als Jungen doch schon damals gefühlt: Daß diesem Mann der Beruf nie leere Gewohnheit, sondern echtes Erlebnis war. An manchen Sonntagen lud er uns zu sich in seine Junggesellenwohnung, tischte reichlich auf und gab uns neben den Genüssen für den Magen auch

migen Gräben oft dicke rote Kolonien bildet.

Da die Fütterung zur Zeit der großen Pause stattfindet, in der alle Schüler das Schulhaus zu verlassen haben, kommen normalerweise kaum Schüler in den Genuß dieses interessanten Schauspiels. Es wäre daher zu begrüßen, wenn hier eine Ausnahme gemacht würde, und Schüler, die sich hierfür interessieren, nicht von Lehrern hinausgewiesen würden. Die Freude an den Aquarien und der Fischzucht würde dadurch bestimmt noch mehr steigen.

Wolf-Dieter Otto O I Ib



Dr. Nagel

(Foto: Heinen)

näher Teil an seinen umfassenden Wissen und seiner reinen Menschlichkeit.

Kurz vor seinem Tode habe ich ihn noch einmal gesehen. Ich studierte damals in einer mittelrheinischen Universitätsstadt, von der er nicht weit entfernt wohnte. Als ich zu ihm kam, war er schon vom Tode gezeichnet, aber heiter und fröhlicherberedter wie immer. Nach einiger Zeit holte er unter der Decke einen Band Heraklit hervor, in dem er sich einen Spruch angemerkt hatte. Wir rätselten eine ganze Weile an dem dunklen Sinn dieses Spruches herum, bis es uns gelang, ihn zu verdeutschen:

Und als ein und dasselbe ist uns Lebendiges und Totes, das Wachsende und Schlafende, Junges und Altes; denn das eine schlägt um in das andere, und das andere zurück in das erste.

Dann legte er sich still in die Kissen und lächelte in sich hinein wie über einem schönen großen Geheimnis.

MENS SANA

Manche Klassenräume gleichen Gefängnissen. Nicht etwa deshalb, weil man die Fenster mit knochendicken Eisenstäben vergittert hat, um ein Aussteigen zu verhindern, nein, auch die schwüle, schweißige Atmosphäre, zeitweilig komprimiert durch die niedrigen Decken, belästigt einen wie ein Gespenst oder ein Dämon. — Aber nicht alle stöhnen unter dieser Gefängnisluft. Einige fühlen sich sogar in dieser Ballung von Gasen, die einem so wohlighedwedes Gefühl von Kälte vergessen läßt, angenehm erwärmt. Andere aber fragen sich, wenn einmal das Fenster spaltweise geöffnet werden darf, und der kalte Ozon hereinweht, ob das die Vorboten einer paradiesischen Welt seien. — In diese Höllenschlund gehen die Lehrer mit gemischten Gefühlen. Die einen verderben sich ihre Geruchsnerve an schweißgetränkten Wollstücken, die anderen können den Zug der geöffneten Fenster an ihren zittrigen Beinen nicht vertragen, aber alle stimmen überein, wenn sie diese Zustände als ungesund bezeichnen. Daher rät man einem jeden, Strümpfe und Schuhe zu lüften und nicht in überhitzter Unterwäsche zu Bette zu kriechen. Ein arbeitender und auch schlafender Geist braucht frische Luft. Es ist daher notwendig, die Fenster in den Stunden zu öffnen. Sollte sich die Hautsaftausdünstung aber mit der Zeit vermindern, so könnte man, zur Freude der frierenden Kameraden, die Fenster wieder öfters zuriegel. „Mens sana in corpore sano sit“, pflegte man auf Lateinisch zu sagen, aber ein guter Verstand sollte auch im gelüfteten Wams zu Hause sein. - hsm -

sie nicht gerade durch das Wasser paddelt, um sich vielleicht etwas zu fressen zu suchen, so liegt sie genießerisch auf einem Brett nahe des Heizstabes und streckt ihren Kopf zum Wasser hinaus. Gibt es aber etwas zu fressen, wird auch sie munter. Sie folgt der Pinzette mit den Würmern wie ein Hund einem Knochen. Geht die Pinzette im Wasser herauf oder herunter, so jagt sie ihr nach, um schließlich nach den Würmern zu schnappen. Bei den „Würmern“ handelt es sich natürlich nicht um Regenwürmer, sondern um Tubifex, den Bachröhrenwurm, der am Grunde von schlamm-

AKTUELLES - kurzgefasst

Unter dieser Überschrift veröffentlicht „Schwarz auf Weiß“ eine Reihe von Informationen und Notizen, die alle Schüler angehen. (hgh)

„Schwarz auf Weiß“ gratuliert unseren Ehemaligen zu ihren Erfolgen und bittet an dieser Stelle nochmals um Zuschriften solcher Ereignisse, an denen die gesamte Schulgemeinde herzlichen Anteil nimmt.

Ehrenpromotion

Die Technische Hochschule Hannover verlieh unserem Ehemaligen Dr. ing. Willy Ochel, Vorstandsmitglied der Hoesch AG. und Präsident der Industrie- und Handelskammer Dortmund, den Grad eines Dr. ing. honoris causa.

Ausgezeichnetes Examen

Heinz Gerd Determann bestand an der Technischen Hochschule Aachen sein Diplomexamen in Elektrotechnik summa cum laude. - red -

Laienspiel

Wie wir erfahren, wird das Laienspiel „Reffer kommt gleich“, über dessen Ausführung durch die Spielschar des Gymnasiums „Schwarz auf Weiß“ berichtete, im Bärenreiter-Verlag Kassel erscheinen. Der Autor des Spiels ist Herr St. Rat Potratz. - red -

Junge Presse

„Schwarz auf Weiß“ ist aus dem Dachverband „Junge Presse“ ausgetreten, weil wir die Notwendigkeit dieser Organisation nicht einsehen. Wir freuen uns, regelmäßigen Austausch mit den Schülerzeitungen „Die Brücke“ (Wesel), „Der Kurier“ (Düsseldorf), „Lessingpalette“ (Düsseldorf), „Die Antenne“ (Köln), „Das Fragezeichen“ (Köln) u. a. auch unabhängig davon zu haben. - red -

Neues Diskussionsthema

Als neues Diskussionsthema für unsere nächste Nummer schlagen wir vor:

**STERBEN DIE
STREBER EIGENTLICH AUS?**

Wir bitten schon jetzt Eltern und Ehemalige, Lehrer und Schüler um Zuschriften. - red -

Neuer Preis

Um die finanziellen Lasten der Schülerzeitung besser auf die annoncierenden Firmen einerseits und unsere Leserschaft andererseits aufzuteilen, bitten wir unsere Leserschaft, angesichts des nur drei- bis viermaligen Erscheinens im Jahr mit dem neuen Preis von DM 0,50 einverstanden zu sein. Die Redaktion bemüht sich, dafür eine interessante Nummer zusammenzustellen, in der jeder zu Wort kommt, der etwas zu sagen hat. - red -

SCHWARZ AUF WEISS

Schülerzeitung des Städt. Gymnasiums Gumpersbach

Erscheint vierteljährlich

Chefredakteur: Joachim Doering, U Ia, Derschlag, Eckenhagener Straße 26 (dog); **Redaktion:** Jochen Hausmann, U Ia (hsm) und Hinrich Enderlein O IIIb (en); **Chef vom Dienst:** Hans-Günther Heinen, O Ia, Hunstig 57; **Beratend:** Str. Dr. Leo Klengen, Gumpersbach — Artikel, die mit vollem Namen gezeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. — Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 2 — Preis pro Heft 0,50 DM — Satz und Druck: Friedrich Luyken GmbH, Gumpersbach.

Kunstpries aus Neu-Delhi

Hans-Jürgen Gottschalk O IIIb hat in Neu-Delhi bei einem Kunstwettbewerb für Kinder bis zu 16 Jahren einen Preis erhalten. Der Wettbewerb war im Oktober 1955 von der indischen Wochenzeitschrift „Shankars Weekly“ mit Unterstützung der indischen Regierung veranstaltet worden. 350 000 Kinder aus 57 Ländern der Welt beteiligten sich, davon 33 000 mit Bildern und 2 000 mit literarischen Arbeiten. Von 250 Preisen im Malwettbewerb kamen 9 Preise nach Deutschland. Einen Preis davon erhielt Hans-Jürgen Gottschalk. Eine seiner Federzeichnungen wurde bereits in Neu-Delhi in „Shankar's Weekly Children's Art“, Number 1956 veröffentlicht. Jetzt wurde eine Photographie zwecks Veröffentlichung angefordert.

„Schwarz auf Weiß“ gratuliert Hans-Jürgen Gottschalk zu dem schönen Erfolg. - red -

*

Im Rahmen der Akademischen Berufs- und Studienberatung der Universität Bonn sprachen in unserer Aula am 7. 7. Prof. Dr. Derbolav über das Thema „Der Sinn des akademischen Studiums“ und Bundesverwaltungsrat Dr. Schmülling über „Der Student und die akademischen Berufe“.

Die Oberprimanerinnen und Oberprimaner der Gymnasien Waldbröl, Bergneustadt und Gumpersbach waren aufmerksame und dankbare Zuhörer und bekundeten bei der anschließenden Aussprache reges Interesse. In der Zeit vom 30. 6. — 20. 7. veranstalteten die Universität und das Arbeitsamt Bonn eine Vortragsreihe mit Aussprachemöglichkeiten für angehende Abiturientinnen und Abiturienten. Auch unsere Oberprimaner besuchten die Vorträge. (hgh)

*

Dank einer beträchtlichen Spende eines ehemaligen Meinerzhagener Schülers, der früher der Bannermannschaft angehörte, konnten für unsere Bannerwettkämpfer einheitliche Trainingsanzüge angeschafft werden. (hgh)

*

Am 18. April fuhr die Physikalische Arbeitsgemeinschaft der Unterprima nach Marburg, um dort das Physikalische Institut zu besichtigen. (dog)

*

Der Sommerfahrplan der Bundesbahn wurde ohne Rücksicht auf die Fahrtschüler gestaltet, die die Busse der Linie G'bach-Overath benutzen müssen. Sie kommen morgens durchschnittlich 15 Min. zu spät zum Unterricht und können mittags erst um 14.10 Uhr die Heimfahrt antreten, obwohl der Unterricht um 13.20 Uhr beendet ist. Hoffen wir, daß der Winterfahrplan günstiger für uns ist, wenn auch die verantwortliche Stelle der Buba behauptet, daß sie an uns Schülern nichts verdient. (hgh)

DIE MUSIK-BOX

Vom Ragtime zum Be-Bop EINE JAZZ-STILKUNDE

Da wir in der vorigen Nummer schon mit Jazz begannen, möchte ich nun etwas über die stilistische Entwicklung dieser Musik schreiben.

Man kann den Beginn der Jazzmusik um 1900 ansetzen. Sie entstand in New-Orleans. Hauptsächlich der Ragtime war damals sehr populär, ein Klavierstil, bei dem einem scharf gehämmerten Rhythmus eine volksliedhafte Melodie gegenübersteht.

1910 entstand der New-Orleans-Stil. In dieser Stadt am Mississippi herrschte damals ein buntes Völkergemisch, dessen verschiedene Arten von Musik die Neger verbanden. Sie übernahmen die Instrumente der Militärkapellen, die Melodien der kirchlichen Gesänge und die Harmonien der Volkslieder. Dazu kam ihr eigener Rhythmus und die Ausdruckskraft ihrer Stimmen. Diese New-Orleans-Musik wurde nur von Negern gespielt. Die Weißen imitierten sie, und es entstand der Dixieland-Jazz, dessen Melodien glatter sind. Bedeutungsvoll ist für diese Musik der Marsch.

Das Neue der zwanziger Jahre war der „klassische Blues“, der die Jazzmusik dieser Zeit gestaltete. An dieser Art von New-Orleans-Jazz denkt man heute, wenn man von der Musik des alten New-Orleans spricht. Sie blieb bis gegen 1928 lebendig. Auch der Blues wurde von den Weißen nachgespielt, und es entstand der

Chicago-Stil, dem Dixieland-Jazz ähnlich, aber noch glatter. Die Melodien liegen säuberlich parallel zueinander, sofern überhaupt welche gleichzeitig gespielt werden. Das Solo gewinnt große Bedeutung.

1928/29 bildet sich in Harlem und besonders in Kansas-City eine neue Spielweise. Wo sich beide verbanden, entstand der Swing. Jetzt kamen im Jazz die Big-Bands in Mode, die Jazz mit einer bis dahin unbekannteren Macht an instrumentalen Mitteln und mit einem mitreißenden „beat“ spielten.

Als der Swing seinen Höhepunkt erreicht hatte, schien es mit der Jazzmusik bergab zu gehen. In den Grenzen der alten Harmonie war keine Erweiterung mehr möglich. Wenn es weitergehen sollte, mußten an Stelle von großen Orchestern kleine Besetzungen treten, und die „primitiven“ Harmonien mußten durch komplizierte ersetzt werden. Wieder entstand der neue Stil zu Beginn des Jahrzehnts. In den Musikerlokalen Harlem wurde der Be-Bop geboren. Seine Melodien sind gekennzeichnet durch nervöse rasende Tonbewegungen, die oft nur als Fetzen erscheinen. Als man dann begann, Be-Bop mit Big-Bands zu spielen, wurden europäische Prinzipien gebraucht, entstand der Progressiv-Jazz, den man sofort an seinem technischen Klangbild erkennt. Beide Stilarten waren den meisten zu abstrakt. Einfache Musik war gefragt und es kam eine Dixieland-Renaissance. Man kann also auch hier wieder eine Trennung zwischen schwarzen und weißen Musikern machen. Der schwarze Jazz ist der Be-Bop, während der weiße ist

LESERBRIEFE

Eberhard Cramer
Dieringhausen

Dieringhausen, im Juni 1956.

Sehr geehrte Herren Lehrer, liebe Schüler des Gymnasiums Gummersbach.

Im Oktober des vergangenen Jahres durfte ich nach 10½-jähriger Kriegsgefangenschaft aus Rußland in die Heimat zurückkehren. Die Heimat und auch meine ehemalige Schule, Ihr Gymnasium, haben mich in einer liebevollen, herzlichen Weise begrüßt.

Hier möchte ich mich bei Ihnen allen aus ganzem Herzen bedanken für alles liebe Gedenken und Helfen, das mir vor und nach meiner Heimkehr von Ihnen geschenkt worden ist. Dabei denke ich besonders an Herrn Studienrat Nölker und einige der jetzigen Oberprimaner, die in den langen Jahren Spenden sammelten und mir davon in Ihrem Auftrage Pakete schickten. Oft waren mir diese Pakete eine wertvolle Hilfe, meine Gesundheit zu erhalten, denn die Verpflegung war in den Lagern bis zum Schluß nie ausreichend. Oft konnte ich, und habe wohl ganz in Ihrem Sinne gehandelt, mit Ihren Gaben anderen Kameraden helfen, die größere Not litten als ich.

Noch in einem anderen Sinne möchte ich Dank sagen. — In den langen Jahren haben wir Gefangene uns gefragt: „Warum müssen wir die große Not der Gefangenschaft und Sklavenarbeit ertragen?“ Oft wollte uns die Verzweiflung über dieser immer wiederkehrenden Frage erfassen. Nun durften wir einen Sinn erfahren, der nicht nur uns, sondern unser ganzes Volk angeht: Durch die Not der Kriegsgefangenen, die keiner von uns gewollt hatte, sondern als Schickung auf uns lastete, wurde das ganze Volk zu einem ersten gemeinsamen Anliegen: der Heimkehr der Gefangenen, aufgerufen. Die große Masse der Einzelglieder und Familien unseres Volkes wurden dahin geführt, daß sie einmal von der notwendigen und schweren Arbeit am Aufbau der persönlichen, eigenen Existenz aufsahen und sich tatsächlich von Herzen der Not anderer zuwandten. Dabei fanden diese Menschen in all ihren Parteien und Gruppen zu einem einträchtigen Tun zusammen. Das habe ich dankbaren Herzens erleben dürfen und frage: „Wiegt diese Schickung nicht die Not auf und ist sie nicht in Anbetracht der großen Gefahren, die unserem Volk von außen und innen drohen, viel wichtiger als ein sicherlich sehr wertvoller wirtschaftlicher Erfolg?“

in ein traditionelles und ein fortschrittliches Lager teilt, die Dixieland-Renaissance und den Progressiv-Jazz.

In den vierziger Jahren kam der Cool-Jazz auf. Wie früher das „hot“ Spiel von Bedeutung war, wurde es nun die kühle Spielweise. Auch in dieser Jazzart herrschen die Weißen vor. Wie die Musiker des Chicago-Stils die Melodien des New-Orleans-Jazz glätteten, so glätteten die Musiker des Cool-Jazz den Be-Bop. Es traten ruhige Linien an die Stelle der nervösen.

Diese Stilart ist also die Musik dieses Jahrzehnts. Nach dem Gesetz der Serie müßte in ein paar Jahren sich ein neuer Stil prägen, der folgerichtig aus dem alten entsteht. Eine Voraussage kann man da aber nicht machen, denn Kunst läßt sich nicht berechnen. Warten wir also ab.

Hans-Joachim Uelner U Ia.

Ja, wir haben allen Grund zu danken und uns zu besinnen. Gott sei Dank! Er arbeitet noch an unserem Volk. Er hat uns noch nicht aufgegeben. Wir brauchen weder zu verzweifeln noch in fatalistischer Weise nur dem Materiellen und dem Eigenen zu leben. Gott ruft unsere Herzen, ruft uns zur Eintracht des Dienstes am Nächsten, an der Familie und an unserem Deutschen Volk auf.

Wir durften tätig oder leidend diesem Größeren dienen. Geben wir auch in Zukunft unseren Herzen Raum und Zeit, diesen Dienst fortzusetzen!

Mit freundlichen und dankbaren Grüßen

Ihr

Eberhard Cramer

Realschule und Höhere Schule

Die in der Nummer 1 der Schülerzeitung „Schwarz auf Weiß“ vom März 1956 im Artikel „Elternhaus und Schule“ dargelegten Gedanken des Herrn Oberstudiendirektors Dr. Meyer finden in fast allen Punkten die Zustimmung der Lehrer und Erzieher aller weiterführenden Schulen. Zu einer Stelle jedoch fühle ich mich als Leiter einer Realschule und als Vertreter des Realschulgedankens veranlaßt, Stellung zu nehmen. Es handelt sich um die Stelle, wo es heißt: „Werden diese Zeiten (es handelt sich um die Zeiten für die Hausaufgaben) oft überschritten, dann hat der Junge in der Schule nicht aufgepaßt, bummelt bei der Hausarbeit oder ist längere Zeit faul gewesen. Treffen diese Gründe nicht zu, liegt auch keine Krankheit vor, dann sollte man sich ernsthaft überlegen, ob das Kind den Anforderungen der höheren Schule gewachsen ist oder ob es nicht besser seinen Lebenslauf auf einer Mittelschule beginnt.“ Aus diesen Zeilen wird jeder, der nicht gerade ein Schulfachmann ist oder zur Elternschaft einer Realschule gehört, herauslesen müssen, daß auf eine mittlere Schule diejenigen Schüler gehören, die begabungsmäßig auf einer höheren Schule nicht mitkommen. Gegen eine solche Auffassung müssen wir natürlich energisch Front machen und aufklärend wirken. Unsere Schullart heißt nicht deshalb mittlere Schule, weil sie sich etwa mit mittelmäßig begabten Schülern abgibt, sondern weil sie in der Mitte zwischen der Volksschule und der höheren Schule ihre Platz hat, oder besser, weil sie zwischen der Grundschule und dem Leben steht. Alle allgemeinbildenden Schularten verfolgen eigenständige Bildungsziele und stehen wertmäßig nebeneinander. Unsere Schullart hat das Ziel, neben der rein menschlichen Erziehung junge Menschen mit dem Rüstzeug für mittlere und gehobene Berufe in der Industrie, bei Behörden, in der Verwaltung und für den Besuch von Fachschulen zu versehen. Dabei brauchen wir Schüler, die neben einer guten geistigen Begabung auch noch eine praktische Veranlagung und manuelles Geschick besitzen. Die rein theoretisch begabten Schüler gehören natürlich auf eine höhere Schule und sollen der Hochschulreife und möglichst einem akademischen Beruf zugeführt werden. Das ist die geistige

Elite. Diejenigen aber, die praktisch veranlagt sind und nicht studieren wollen oder können, gehören auf eine Realschule. Sie sind deshalb nicht minder begabt, sondern ihre Begabungen sind nur anders gelagert. Die Ansicht, daß ein Schüler, der auf einer höheren Schule nicht mitkommt, auf eine Realschule gehöre, ist durchaus irrig. Solche Schüler, bei denen Begabungsmängel der Grund ihres Versagens sind, werden selbstverständlich auch bei uns scheitern, was einige Einzelfälle klar bewiesen haben. Wir in Bergneustadt nehmen schon seit Jahren solche Schüler grundsätzlich nicht auf. In Ausnahmefällen übernehmen wir gelegentlich, jedoch sehr selten, Schüler, die die Voraussetzungen mitbringen und hinsichtlich ihres Bildungszieles und ihrer Veranlagung zu uns gehören, also offensichtlich fehlgeleitet worden sind. Dagegen kommt es häufiger vor, daß Schüler unserer Schule, bei denen sich im Laufe ihrer Ausbildung herausstellt, daß sie das Zeug für die höhere besitzen, also vorwiegend rein geistig gut begabt sind, auf eine höhere Schule überwechseln und dort nachweisbar bestens mitkommen. Vielleicht ist auch folgende Tatsache ein Grund dafür, daß unserer Schullart irrtümlich als „leichtere“ Schule angesehen wird: Wir versuchen, den individuellen Veranlagungen unserer Schüler durch unser Wahlfachsystem weitgehend Rechnung zu tragen. Wir haben nur eine Pflichtfremdsprache, Latein bzw. Französisch sind wahlfrei. Wer keine zweite Sprache wählt, nimmt dafür am Unterricht in Gartenbau oder Werken oder in musischen u. dgl. Fächern teil. Jeder Schüler soll möglichst auf den ihm durch seine spezifische Veranlagung gewiesenen Weg geleitet werden. Die Anforderungen in den gewählten Fächern, das muß immer wieder betont werden, sind hoch, so daß man niemals von einer „leichten“ Schule sprechen darf, die nur eine mittelmäßige Begabung fordert. Ich bin überzeugt, daß der Verfasser des vorgenannten Artikels niemals die Absicht gehabt hat, unsere Schullart als eine nur „mittelmäßige“ Bildungsstätte hinzustellen, sondern daß lediglich eine etwas unglückliche Formulierung Anlaß zu der oben dargelegten Sinnentstellung gegeben hat. Ich bin auch überzeugt, daß es der Verfasser mir nicht übelnimmt, daß ich im Interesse aller Schullarten und der interessierten Elternschaft hierzu aufklärend Stellung nehme.

Hausdörfer

Darauf antwortet unser Direktor:

Es lag mir völlig fern, über die Mittelschule ein Werturteil zu fällen und sie als eine „mittelmäßige“ Schule hinzustellen. Die Mittelschule ist im Leben unseres Volkes genau so notwendig wie die höhere Schule. Beide Schulsysteme erfüllen Aufgaben, die durch die Differenziertheit unseres heutigen Berufslebens bestimmt werden. Neben Schulen mit weitgreifenden Forderungen stehen andere, die mit mittleren Aufgaben betraut sind. Die Bezeichnung der Schule ist von nebeneinanderer Bedeutung. Die Aufgaben sind die Hauptsache.

Wenn die Mittelschule aus dem Streben nach Lebensnähe auch spezielle berufliche Bereiche berührt — wie in obigem Schreiben ausgeführt wird — so muß im Mittelpunkt der Erziehungsarbeit der höheren Schule die Bildung des ganzen Menschen stehen. Sie erstrebt insofern eine höhere Ebene, als sie den geistigen Horizont weiterspannt, in die Tiefe der Fragen und Probleme eindringt, die Zu-

sammenhänge aufhellt, sich dabei allmählich schärferer Begriffe und abstrakter Denkverfahren bedient, den Menschen geistig selbständig macht, und mit vertieftem Verantwortungsbewußtsein ausstattet. Neben diesen größeren Ansprüchen, die die höhere Schule an die allgemeine Begabung und geistige Leistungsfähigkeit ihrer Schüler stellt, stehen die weitergehenden fachlichen Forderungen, am neusprachlichen Gymnasium z. B. auf dem Gebiete der Fremdsprachen. Der Lehrplan unserer Schule sieht 3 Fremdsprachen vor: Latein, Französisch, Englisch, wobei der lateinischen Sprache durch ihren hohen pädagogischen Wert eine besondere Auslesefunktion zukommt. Daneben ist die Realschule mit ihrer einzigen obligatorischen Fremdsprache, dem Englischen, wesentlich bescheidener in ihren Anforderungen. Der pädagogische Auftrag einer mittleren Schule kann also nur so richtig gesehen werden, daß sie einer Begabungsgruppe von mittlerer Leistungshöhe zu dienen hat. Es sei aber ausdrücklich hinzugefügt, daß auch der intellektuell besser Ausgestattete in diesen Kreis gehört, wenn er einen Beruf erstrebt, der keinen längeren Schulbesuch erfordert. Grundsätzlich bleibt aber die Tatsache bestehen, daß das Gymnasium gegenüber der Realschule höhere Ansprüche an die Begabung und Leistungsfähigkeit der Schüler und auch an die Ausbildung der Lehrkräfte stellt. Andere Schulbezeichnungen prägen die Verhältnisse nicht um.

Aufgabe einer sinnvollen Auslese ist, die Kinder, welche eine weiterführende Schule besuchen wollen, dem Schulsystem zuzuführen, das der ihnen eigentümlichen Begabung entspricht. Die Auslese findet nicht nur bei der Aufnahmeprüfung für die Sexta statt, sondern erstreckt sich über die gesamte Schulzeit. Das Ausleseverfahren, wie es bei der Aufnahme in die Sexta angewandt wird, kann nur die grundsätzliche Eignung des Kindes für eine weiterführende Schule erkunden, soweit dies in diesem Stadium erkennbar ist. Die weitere Entwicklung hängt von der Wesensart des Kindes ab und läßt sich im voraus nicht bestimmen. Stellt sich im Laufe der Zeit heraus, daß ein Schüler der Mittelschule die Voraussetzungen für den Besuch der höheren Schule erfüllt, und wünschen die Eltern, ihr Kind umzuschulen, dann hat das Gymnasium die Pflicht, diesem Schüler den Übergang zu erleichtern und muß ihm Gelegenheit geben, im Unterricht zu zeigen, daß er fähig und willens ist, den besonderen Anforderungen, die hier gestellt werden müssen, gerecht zu werden und die Lücken in seiner bisherigen Ausbildung in einem bestimmten Zeitraum auszufüllen. Diese Praxis wird an unserer Schule seit Jahren mit Erfolg angewandt. Allerdings sollte dieser Übergang in der Unterstufe, spätestens in der Untertertia erfolgen. Mir ist kein Fall bekannt, daß ein Mittelschüler, der seine Anstalt mit dem Zeugnis der mittleren Reife verlassen hat, Aufnahme in der Oberstufe eine 9-klassigen Gymnasiums gefunden hätte.

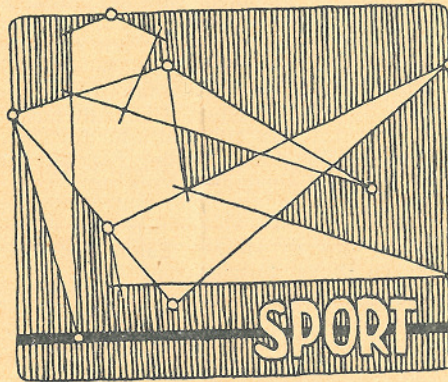
Andererseits ist nicht einzusehen, weshalb der Besucher eines Gymnasiums, der z. B. in Latein und Französisch versagt, sonst aber durchaus Zufriedenstellendes leistet, auf einer Mittelschule, auf der diese Sprachen nicht obligatorisch sind, nicht erfolgreich mitarbeiten kann. Der Standpunkt der Realschule Bergneustadt, solche Schüler grundsätzlich abzulehnen, ist pädagogisch nicht zu vertreten und rechtlich unhaltbar, da er dem Grundgesetz widerspricht, und dürfte den Eltern gegenüber wohl nur mit Platzmangel begründet werden. Man darf sich

in Bergneustadt nicht darüber wundern, daß durch diese Haltung der dortigen Realschule der Plan, in der Stadtgemeinde Gummersbach eine Realschule einzurichten, immer mehr Gestalt gewinnt.

Es ist durchaus verständlich, daß jede Schule danach strebt ihren Ruf zu wahren und zu heben. Sie dient diesem Be-

streben am besten, wenn sie jedem ihr anvertrauten Schüler die Möglichkeit gibt, sich seinen Anlagen entsprechend zu entwickeln, und nach besten Kräften einen Schulwechsel erleichtert wenn er im richtig verstandenen Interesse des Kindes notwendig erscheint.

Dr. H. Meyer



In Bonn qualifiziert

Ein kleiner, aber erfolgreicher Trupp fuhr nach Bonn zu den Vorentscheidungen für die Bannerwettkämpfe. Bei der Oberstufe konnte sich Schneider im Weitsprung mit 6,28 m qualifizieren; im Kugelstoßen verpaßte er leider um 2 cm den Endkampf. Bei der Unterstufe gelang es Wennekamp sich im 100m-Lauf mit 12,4 sec. durchzusetzen. Im Weitsprung gelangten gleich zwei Gummersbacher in den Endkampf: und zwar Sinns mit 5,43 m und Drechsler mit 5,32 m nach einem Stechen mit Oesinghaus. Alle drei Staffeln, die 4x100 m Oberstufe, 4x100 m Unterstufe und die 3x1000 m

Schneider Schulmeisterlich

Wohl kaum einer, der am 18. 6. nachmittags den Sportplatz sah, hätte gewagt zu sagen, daß am nächsten Tag das Sportfest sein würde. Aber dennoch konnten die Schüler zum Dreikampf antreten. Obwohl die weichen Bahnen die Leistungen beeinträchtigten, war ein Leistungsaufschwung zu verzeichnen. Während im Vorjahr — das bis dahin das leistungsstärkste war — 47 Ehrendiplome des Bundespräsidenten ausgegeben wurden, erhielten in diesem Jahre 60 Wettkämpfer ein Ehrendiplom und 124 das Diplom des Kultusministers.

Hans-Georg Schneider (O IIb) gewann auch in diesem Jahr den Dreikampf mit 77 Punkten. Zweiter und dritter wurden Wennekamp und Sinns (U IIa) mit 74 Punkten. Vor drei Jahren gelang es noch einem Schüler mit 64 Punkten den 1. Preis zu erringen. In diesem Jahr durfte man aber nur zwei Einzelübungen melden, was verständlicherweise große Entrüstung hervorrief. Auch hier wurden zum Teil hervorragende Leistungen erzielt. Drei Klassen liefen bei den Staffeln den Stab fallen und mußten disqualifiziert werden.

Die Sieger hießen:

46/45/44 50 m: 1. Stranzenbach, 2. Roitzheim, 3. Kaiser; 75 m: 1. Alscher, 2. Knipp, 3. Krutschwitz; Weitsprung: 1. Roitzheim, 2. Alscher, 3. Stranzenbach; Hochsprung: 1. Schnitzer, 2. Strombach; Schlagball: 1. Simon, 2. Ernst, 3. Höller, Rütting.

42/43 75 m: 1. Bialdyga, 2. Kerber, 3. Becher; Weitsprung: 1. Kerber, 2. Mutschler, 3. Becher; Hochsprung: 1. Alberts, 2. Neitersheim, 3. Ronneberger; Schlagball: 1. Al-

Staffel konnten sich für den Endkampf qualifizieren.

Letzte Prüfung für Bonn

Am 4. Juli trafen sich in Bergneustadt die 4 Schulen Bergneustadt, Lüdenscheid, Waldbröl und Gummersbach zu einem sportlichen Vergleichskampf. Am Vormittag hatte schon ein Gerätewettkampf stattgefunden, in dem Lüdenscheid vor Bergneustadt, Gummersbach und Waldbröl siegreich geblieben war. Mit den 100m-Vorläufen begannen die Gummersbacher Siege. Peters gewann die 100 m mit 11,7 sec. Im 1000 m-Lauf belegte Reininghaus den 2. und Zumtobel den 4. Platz. Über 3000 m lief Nagel ein siegreiches Rennen, in dem auch Kollenberg den 4. Platz belegte. Den Hochsprung beendete Anschütz als Sieger mit 1,57 vor Neu (ebenfalls 1,57 m). Schneider entschied den Kugelstoß und den Weitsprung für sich; in beiden Disziplinen belegte Weis den 4. bzw. 3. Platz. Die 4x100 m Staffel in der Besetzung Foerst-Weis-Jäger-Peters lief hervorragend gute 46,6 sec. Ebenfalls siegte die 3x1000 m Staffel mit Reininghaus-Haselbacher-Neu, die ihre Zeit von Bonn um rd. 10 sec. verbesserten und 8:30,7 liefen. Auf dem Sportlerball, der am Abend in Bergneustadt stattfand, sah man „Freund und Feind“ friedlich bei Coca und Tanz vereint.

Haselbacher U II

Gute Leistungen beim Sportfest U IIa Mannschaftssieger

berts, 2. Josten, Neuhoff, Ronneberger, Kriegeskorte.

40/41 100 m: 1. Wennekamp, 2. Oesinghaus, 3. Fischbach; Weitsprung: 1. Oesinghaus, 2. Wennekamp 3. Sinns; Hochsprung: 1. Neu, 2. Grothe, 3. Weis; Kugel: 1. Sinns 2. Grothe, 3. Weis; 1000 m: 1. Neu, 2. Fischbach, 3. Hoffstadt

39/38 100 m: 1. Peters, 2. Haselbacher 3. Schween; Weitsprung: 1. Schneider, 2. Plate, 3. Haselbacher; Hochspr.: 1. Schneider, 2. Schween, 3. Pflitsch; Kugel: 1. Schneider, 2. Appenrod, 3. Klein; 1000 m: 1. Reininghaus, 2. Löcher; 3000 m: 1. Reininghaus 2. Nagel.

37 und älter 100 m: 1. Jäger, 2. Wüllenweber, 3. Weis; Weitsprung: 1. Weis, 2. Bichler, 3. Anschütz; Kugel: 1. Jäger, 2. Foerst, 3. Bichler; 1000 m: 1. Hundhauser 2. Ochel; 3000 m: 1. Kollenberg, 2. Schneider.

Den Mannschaftskampf gewann die U II vor der U Ib und U Ia, O IIb und O III und wiederholte damit den Vorjahrserfolg.

Fischbach O III

Edgar auf Platz 2!

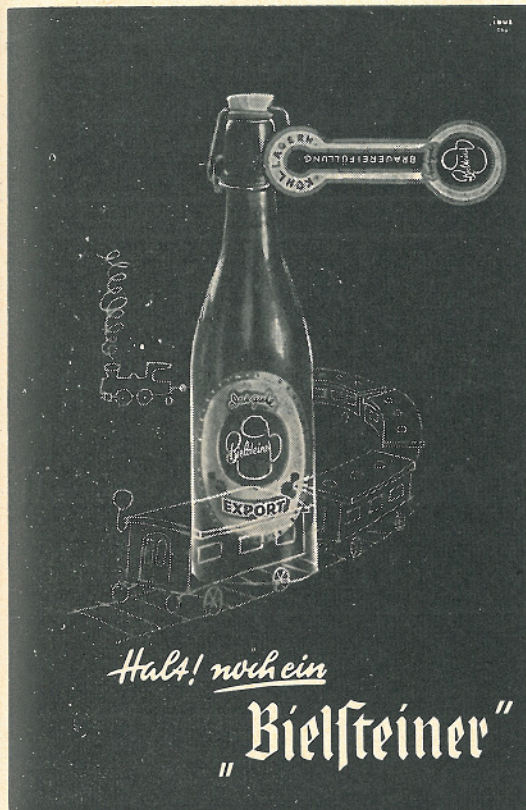
Bei den Bannerwettkämpfen belegte unsere Schule mit 105,7 Punkten den 2. Platz. Einzelwertung: 2. Weiß (131 Punkte), 7. Jaeger (121 Punkte). Weitere Ergebnisse: Weitsprung: 3. Schneider 6,27; Schwimmen: 100 m Rücken: 1. Schellh 1:23,4; Anschütz 1:24,0. 50 Meter Rücken: 4. Becher. Unsere Schwimm-Mannschaft wurde Dritter.

H. Röschmann K.G.

Knöpfe u. Schnallen

für

Anzug - Kleid - Mantel



Walter Hahne

Gummersbach

SCHULBEDARF

Buch-, Papier- und Schreibwarenhandlung
Sämtliche Schulbücher



AUGUST RÜGGEBERG
MARIENHEIDE / RHL.

Werkzeug-
und Werkzeugmaschinenfabrik

Josef Klein

MOLKEREI-FACHGESCHAFT

Gummersbach, Kirchstraße 1
Telefon: 2789

Optik bringt Freude!

Feldstecher · Mikroskope · Barometer
Theatergläser · Lupen · Kompass

Brillen-Löwe Augenoptikermeister
Gummersbach, Moltkestr. 17 gegenüber der Gasgesellschaft

Ing. FRANZ KAIL

Kaillux-Leuchten · Techn. Großhandel

Gummersbach, Kaiserstraße 71 · Ruf 3009

E. Cramer und H. Herling Dieringhausen

Telefon Gummersbach 4375

Versicherungen



Mode-Weber

GUMMERSBACH
DIERINGHAUSEN

DIE OBERBERGISCHE BÜCHERSTUBE

Adolf Osberghaus

BUCHHANDLUNG

Gummersbach, Kaiserstraße 26

*pflegt das gute Buch
führt sämtliche Schulbücher
und jeden Schulbedarf*



Bergische Apotheke

Arthur Greive

Inh.: Karl-Egon Spahn

Gummersbach, Kaiserstraße 40/42
Fernruf 2160

Thiel

Gummersbach

reinigt, färbt, plissiert
in bester Ausführung

Berücksichtigen Sie bei Ihren

Einkäufen unsere Inserenten!

EDELSTAHL

EDELSTAHLGUSS

**MÄRKER
STAHL**

BLANKSTAHL

**SCHMIDT & CLEMENS
EDELSTAHLWERK
BERGHAUSEN BEZ. KÖLN**